



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2021

---

## **Der Raum der Vorlesung: Vom Auditorium zum „multi media hub“**

Hausendorf, Heiko ; Hochuli, Kenan ; Jud, Johanna ; Zoller, Alexandra

DOI: <https://doi.org/10.1515/zgl-2021-2042>

Other titles: The natural home of lecturing: from “Auditorium” to “Multi-Media Hub”

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-211600>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Hausendorf, Heiko; Hochuli, Kenan; Jud, Johanna; Zoller, Alexandra (2021). Der Raum der Vorlesung: Vom Auditorium zum „multi media hub“. *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 49(3):653-701.

DOI: <https://doi.org/10.1515/zgl-2021-2042>

Heiko Hausendorf, Kenan Hochuli, Johanna Jud und  
Alexandra Zoller\*

# Der Raum der Vorlesung: Vom Auditorium zum „multi media hub“

## The Natural Home of Lecturing: From “Auditorium” to “Multi-Media Hub”

<https://doi.org/10.1515/zgl-2021-2042>

**Abstract:** The present paper is concerned with the lecture hall as the natural home of lecturing. We will focus on constructed, designed and equipped space as a material and communicative manifestation of science which fundamentally contributes to the multimodal practice of lecturing. Taking an interactionist point of view, we start off with introducing our concept of architecture-for-interaction which aims at spatial built-in features as a resource for social interaction, namely for situational anchoring among those present. In a second step, we identify key architectural elements of the lecture hall as material sediments of communicative problems connected with the social practice of lecturing. In doing so, we will also give a high-level overview of the historical development of the lecture hall (and its precursors) since the Middle Ages and the Early Modern Age. Turning to current data from lecturing in times of the pandemic, we will then deal with so called „ghost lectures“ behind closed doors. This current development brings out a refiguration process due to which the lecture hall undergoes a change from the classical auditorium with copresent participants to a multi-media hub allowing for tele-present participants.

- 1 Einführung
- 2 Interaktionsarchitektur als Ensemble von Benutzbarkeitshinweisen
- 3 Der Hörsaal als Ausgangspunkt einer Archäologie der Vorlesung

---

**\*Kontaktpersonen:** Prof. Dr. Heiko Hausendorf: Universität Zürich, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich, E-Mail: heiko.hausendorf@ds.uzh.ch

**Dr. Kenan Hochuli:** Universität Zürich, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich, E-Mail: kenan.hochuli@uzh.ch

**Johanna Jud:** Universität Zürich, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich, E-Mail: johanna.jud@ds.uzh.ch

**Alexandra Zoller:** Universität Zürich, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich, E-Mail: alexandra.zoller@ds.uzh.ch

- 4 Die Interaktionsarchitektur des Hörsaals im Wandel: Vom Auditorium zum „multi media hub“
- 4.1 Wenn der Hörsaal leer bleibt
- 4.2 Die Verkörperung von Vorlesungs-Anwesenheit
- 5 Fazit: Wohin geht die Reise?  
Danksagung  
Literatur  
Abbildungsverzeichnis

## 1 Einführung

Wie Michael Prinz in seiner Einführung in dieses Themenheft ausführt, gehören Raum und Räumlichkeit zu den elementaren „Manifestationen von Wissenschaftskommunikation“. Im Fall der kommunikativen Praxis des Vorlesens (und Mitschreibens) ist diese Manifestation mit der Architektur des Hörsaals in besonderer Weise ausgeprägt: Der Hörsaal ist der gebaute Raum der Vorlesung (was in anderen Sprachen auch in seiner Bezeichnung unmittelbar zum Ausdruck kommt: engl. *lecture hall* bzw. *lecture theatre*, schwed. *föreläsningssal*; vgl. auch die Hinweise zur Etymologie im Beitrag von Klein in diesem Heft) und als solcher eine „Universalie historischer Wissenschaft“ (Prinz in diesem Heft). Der Hörsaal ist dabei nicht nur der „Raum einer Hochschule, in dem Vorlesungen gehalten werden“ (DWDS – Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache) bzw. der „saal für das anhören eines vortrags, besonders eines akademischen“ (Grimm & Grimm 1854–1961), sondern selbst auch Ausdruck und Bestandteil einer bestimmten Kultur akademischer Lehre. Wer von der Vorlesung sprechen möchte, sollte also vom Hörsaal nicht schweigen (in Anlehnung an eine berühmte Formel von M. Horkheimer 1939: 115).<sup>1</sup>

Getreu dieser Maxime wollen wir in diesem Beitrag den Blick zugleich zurück auf die Geschichte des Hörsaals im Sinne eines Beitrags zu einer „Archäologie der Vorlesung“ und nach vorne auf die Zukunft des Hörsaals in Zeiten der technischen Reproduzierbarkeit der Vorlesung richten. Beides geschieht aus interaktionslinguistischer Sicht; weder interessiert uns für sich genommen die historische Entwicklung des Hörsaalbaus, noch interessiert uns für sich genommen der Übergang zur Digitalisierung universitärer Lehre. In beiden Hinsichten gibt es einen entwickelten Forschungs- und Diskussionsstand, auf den wir punk-

---

<sup>1</sup> Das ist allerdings bis heute oft genug der Fall. H. Knoblauch spricht speziell mit Bezug auf Vortrag und Vorlesung von einer „Vernachlässigung des lokalen Aspektes der Kommunikation“ (Knoblauch 2007: 189) und fragt rhetorisch, ob es denn „bedeutungslos“ sei, „ob wir in einem Hörsaal reden oder in einem Festsaal“ (Knoblauch 2007: 189).

tuell zurückgreifen werden, den wir hier aber nicht im Vorbeigehen überblicken und systematisch berücksichtigen können. Das Gleiche gilt für die Literatur zur Hörsaal-Architektur aus architekturwissenschaftlicher Perspektive.<sup>2</sup> Was uns aus interaktionslinguistischer Sicht interessiert, sind Struktur und Erscheinungsformen des Interaktionstyps „Vorlesung“, wie sie aus dem Hörsaal als dem „gebauten Zuhause“ der Vorlesung (in Anlehnung an Goffman 1964: 135) ablesbar sind. Das kommt den oben schon genannten „Manifestationen historischer Wissenschaftskommunikation“ am Beispiel der Praktiken des Vorlesens und Mitschreibens sehr nahe; wir wollen zeigen, wie in diesem Zusammenhang die Fokussierung speziell auf „Raum“ (neben „Bild“, „Ding“, „Text“ und „Sprache“) theoretisch, empirisch und methodisch-methodologisch eingelöst werden kann. Es versteht sich, dass das im zur Verfügung stehenden Rahmen nur auf exemplarische Weise erfolgen kann. Hinzu kommt, dass wir den empirischen Schwerpunkt unseres Beitrags aus aktuellem Anlass auf die Analyse von Daten aus Vorlesung(seröffnung)en legen, die im Jahr 2020 gehalten wurden und den Blick zurück auf die Entwicklung der Interaktionsarchitektur des Hörsaals lediglich anhand einer kleinen Auswahl historischer Abbildungen illustrieren können.

Auch wenn unser Beitrag damit aufgrund der ihm vorrangig zugrundeliegenden Daten als gegenwartsorientiert und – typisch interaktionslinguistisch – als Beitrag zu einer lediglich „synchronen“ Sprachbetrachtung erscheinen mag, versteht er sich gleichwohl von seiner Fragestellung her als Beitrag zu einer historisch-„diachronen“ Betrachtung; sowohl die vorlesungsarchäologischen Rekonstruktionen der Hörsaalarchitektur als auch die Analysen der Vorlesung(seröffnung)en erfolgen unter der Zielsetzung, auf Aspekte des Wandels und – spezieller noch – Aspekte einer „Re-Figuration“ der Hörsaalarchitektur und der Vorlesung aufmerksam zu machen. Darunter verstehen wir in lockerer Anlehnung an neuere raumsoziologische Konzepte einen *grosso modo* mit den späten 60er und frühen 70er Jahren des 20. Jahrhunderts einsetzenden Prozess der Veränderung institutioneller Kommunikation, der – z. B. bei Knoblauch & Löw (2017) programmatisch – unter plakativen Schlagworten wie „Polykontextualisierung“, „Mediatisierung“ und „Translokalisierung“ diskutiert wird und der sich – empirisch und konkret – in der Veränderung von Interaktionsarchitekturen, Textsorten und kommunikativen Praktiken über verschiedene Institu-

---

2 Nach wie vor aufschlussreich erscheint die 1933 erschienene Dissertation zum „Hörsaal im Hochschulbau“ von Christian Gellinek (1933). Hinweise zur Aktualität der Arbeit von Gellinek finden sich bei den „Besichtigungen“ relevanter „Orte“ auf den Seiten von „ethistory“ der ETH Zürich („1855–2005“). S. dazu den Text „Der Hörsaal. Die Bühne der Professoren“: <http://www.ethistory.ethz.ch/besichtigungen/orte/hoersaal/>.

tionen der Gesellschaft hinweg bemerkbar macht (Hausendorf i.Dr.), übrigens auch als Sprachwandel (Linke 2014; vgl. dazu konkret z. B. Scharloth 2011).<sup>3</sup> Was die Vorlesung betrifft, steht diese Re-Figuration im Zeichen der Programmatik einer Umwälzung der Hochschullehre, für die die Vorlesung zu einem prinzipiell problematischen Lehrformat und speziell der Hörsaal zum Inbegriff einer Interaktions*verhinderungs*architektur geworden ist. Vorlesung und Hörsaal sind deshalb immer wieder in die Kritik geraten (Hausendorf 2020a). Die These, deren empirische Fruchtbarkeit wir mit dem vorliegenden Beitrag exemplarisch erproben wollen, besteht darin, dass wir im Hörsaal seither und u. a. als Facette und Folge dieser Umwälzungen mit einem Übergang konfrontiert sind, der weniger den gebauten als vielmehr den durch Übertragungstechnik(en) ausgestatteten Raum betrifft. Markante Punkte in diesem Prozess sind der Einsatz neuartiger, elektronisch basierter Präsentationstechniken (*Powerpoint*; vgl. auch die Hinweise dazu im Beitrag von Bubenhofer in diesem Heft) und die Relativierung der Bedeutung von Anwesenheit als Kommunikationsbedingung durch die computerbasierte Erreichbarkeit der Hörer\*innen auf mobilen elektronischen Endgeräten (wie *Laptops*, *Tablets* oder *Smart Phones*). Während Formen und Funktionen des Einsatzes neuartiger Präsentationstechniken und -praktiken vereinzelt bereits untersucht worden sind (Knoblauch 2013; Krause 2019; Lobin 2007), sind die vielfältigen Formen der Ergänzung und Ersetzung von Anwesenheit (*co-presence*) durch mediale Erreichbarkeit (Tele-Präsenz) vor allem ein Thema der Hochschuldidaktik und bis heute kaum empirisch untersucht. Verschärft gilt das für moderne Interaktionsarchitekturen der Ermöglichung des Dabei-Seins durch Erreichbarkeit, die das Stein gewordene Auditorium zu einem flexiblen „multi media hub“ werden lassen.<sup>4</sup> In dieser Re-Figuration des Hörsaals manifestiert sich auch eine Re-Figuration der Praxis des Vorlesens (und Mitschreibens). Wie wir zeigen wollen, sind für diese These der Blick zurück auf interaktionsarchitektonische Sedimente der Vorlesung als auch der Blick nach vorn auf gegenwärtige Praktiken des Vorlesens unter interaktiv drastisch eingeschränkten Bedingungen gleichermaßen relevant.

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass die Entstehung dieses Beitrags in eine Zeit (der Covid-19-Pandemie) fällt, in der körperliche Anwesenheit als Kommunikationsbedingung höchst problematisch geworden ist und die aka-

<sup>3</sup> Das ist der Hintergrund des im Frühjahr 2020 an der UZH gestarteten Projektes „IntAkt“ (siehe Danksagung), aus dem der vorliegende Beitrag hervorgegangen ist.

<sup>4</sup> Man kann werbewirksam auch sagen: Der Hörsaal ist „interaktiv vernetzt“ und „intelligent“ geworden (vgl. dazu z. B. eine im Internet abrufbare Folienpräsentation der Tagung der „Arbeitsgemeinschaft der Medienzentren an Hochschulen e.V.“ (U Gießen, 2011): <https://www.uni-giessen.de/fbz/svc/hrz/org/mitarb/abt/3/zms/amh/agenda/folien/rossmanek>, letzter Zugriff 21.06.2021.

demische Lehre (darunter auch die Vorlesung) weitgehend umgestellt wird von sogenannter Kontakt- auf sogenannte Fernlehre. Damit wird eine Entwicklung forciert, die die Vorlesung mit der o. g. Re-Figuration der akademischen Lehre schon länger erfasst hat, die aber nun in einer Schnelligkeit, Verbreitung und Vielfalt voranschreitet, an die noch vor kurzer Zeit nicht zu denken gewesen wäre: Vorlesungen finden nicht mehr im Hörsaal, sondern am Bildschirm statt. An der Universität Zürich ist der Hörsaal deshalb zeitweilig zum „Streaming Saal“ geworden, in dem Dozierende – überrumpelt von den Entwicklungen – ihre Vorlesungen auch vor leeren Rängen durch die universitären Mediendienste aufzeichnen lassen konnten (s. noch u.):



**Abb. (1)** Ersetzung von „Hörsaal“ durch „Streaming Saal“ am Deutschen Seminar der Universität Zürich (Aufnahme im Frühjahrssemester 2020, Anfang April)

Unsere lange vor dem Ausbruch der Pandemie und der entsprechenden Massnahmen der UZH entwickelte These von der Re-Figuration des Hörsaals zum „multi media hub“ ist so gesehen also bereits von der Wirklichkeit eingeholt, wenn nicht *überholt* worden. Anwesenheit (im gemeinsam in Anspruch genommenen Hörsaal) ist fast auf einen Schlag flächendeckend durch Erreichbarkeit via Übertragungstechnologien ersetzt oder zumindest ergänzt worden.<sup>5</sup> Die Frage, die sich damit mit neuer Dringlichkeit stellt, lautet salopp formuliert: Geht Vorlesen (und Mitschreiben) auch ohne Interaktion und ohne Hörsaal? Weil wir diesbezüglich vielleicht gerade Zeitzeugen eines historisch seltenen Vorgangs des Umbruchs

<sup>5</sup> Damit ist die Bedeutung von Anwesenheit und Kopräsenz für die Lehre neuerlich in den Blickpunkt gerückt (vgl. dazu aus vorwiegend hochschuldidaktischer Perspektive aktuell die Skizzen, Essays und Erfahrungsberichte in Stanisavljevic & Tremp 2020).

kommunikativer Praktiken werden, haben wir mit Ausbruch der Pandemie und der damit einhergehenden Umstellung der Kontakt- auf Fernlehre begonnen, die Vielfalt neuartiger Vorlesungsformen an der Universität Zürich zu dokumentieren, und uns entschieden, den empirischen Schwerpunkt unseres Beitrags auf exemplarische Beobachtungen dieser neuen Formen zu legen; es könnte sein, dass sich an dieser Stelle ein Wandel der Vorlesungskultur abzeichnet, der in seiner Bedeutung weit über seinen konkreten Auslöser, die Covid-19-Pandemie, hinausreicht und der den Hörsaal im Moment seines Verschwindens, also gleichsam *ex negativo*, in seiner Bedeutung für das Vorlesen und Mitschreiben noch einmal markant hervortreten lässt.

Wir benötigen drei Schritte, um das skizzierte Programm unseres Beitrags umzusetzen. Weil die Perspektive einer Interaktionslinguistik des Hörsaals nicht als hinlänglich etabliert betrachtet werden kann, beginnen wir mit einer kurzen Vorstellung des zentralen methodologischen Konzepts der Interaktionsarchitektur (*Interaktionsarchitektur als Ensemble von Benutzbarkeitshinweisen*, s. u. 2). Auf dieser Grundlage können wir anschliessend auf die aus unserer Sicht zentralen interaktionsarchitektonischen Sedimente des Hörsaals eingehen, um die Perspektive einer „Archäologie der Vorlesung“ zu veranschaulichen (*Der Hörsaal als Ausgangspunkt einer Archäologie der Vorlesung*, s. u. 3). Anschliessend wollen wir auf dieser Grundlage einige ausgewählte Ergebnisse der Analyse von Eröffnungen sogenannter „Geistervorlesungen“ präsentieren, wie sie in den letzten Wochen unter dem Druck der Massnahmen zur Eindämmung der Pandemie an der Universität Zürich entstanden sind (*Der Hörsaal im Wandel: Vom Auditorium zum „multi media hub“*, s. u. 4). Ein kurzes Fazit zur Zukunft der Vorlesung zwischen Interaktionsereignis und gesendeter Kommunikation beschliesst den Beitrag (s. u. 5).

## 2 Interaktionsarchitektur als Ensemble von Benutzbarkeitshinweisen

Der Interaktionssoziologe E. Goffman hat der gerade entstehenden Soziolinguistik vor rund 50 Jahren eine Mahnung mit auf den Weg gegeben, derzufolge unser Sprechen und Zuhören stets in eine (von ihm so genannte) „soziale Situation“ eingebunden sei, die selbst nicht genuin sprachlicher Natur ist, sondern auf der Prämisse der Wahrnehmung des Wahrgenommen-Werdens beruht. Diese soziale Situation ist das „natürliche Zuhause“ der (gesprochen-gehörten) Sprache, in dem die Sprache selbst nicht notgedrungen und nicht immer gegenwärtig sein muss: „Please, note that the natural home of speech is one in which speech is

not always present.“ (Goffman 1964: 135). Noch die auf Interaktion und Gespräch ausgerichteten Verfahren der linguistischen Konversations- und Gesprächsanalyse, die u. a. an Goffmans Vorarbeiten unmittelbar anschliessen konnten, haben diese Mahnung in dem Masse ausser Acht gelassen, in dem sie mit ihrer zunehmenden Sprach- und Transkriptionsfixierung all das aus der sozialen Situation aus dem Blick verloren haben, was nicht durch das Sieb des Transkribierbaren ging, also vordringlich und vor allem das, was ausserhalb der gesprochenen Sprache gleichzeitig und darüber hinaus in einer Interaktion stattgefunden hat. Dazu gehören nicht nur, aber insbesondere die Wahrnehmung und Nutzung des Raumes unter Anwesenden, so dass der „Interaktionsraum“ als empirischer Gegenstand zuerst wiederentdeckt werden musste (vgl. dazu Mondada 2007; und den Rückblick bei Hausendorf & Schmitt 2018). Solange also, mit Bezug auf unser Thema, in einer Vorlesung nicht auch explizit oder implizit vom Hörsaal die Rede war, spielte er für die Analyse allenfalls als Aspekt des situativen Kontextes eine Rolle, nicht aber als Gegenstand *sui generis*. Bis heute ist es deshalb auch in der videobasierten Konversationsanalyse nicht unumstritten, dass man über eine eigenständige Analyse der Architektur von Räumen (z. B. von Funktionsgebäuden wie Gerichten, Krankenhäusern, Parlamenten und Universitäten) auch etwas über Formen und Funktionen der in diesen Räumen stattfindenden institutionalisierten Interaktionen herausfinden kann. Und nach wie vor bereitet es Probleme, die Architektur der Gebäude, in denen institutionelle Interaktion typischerweise stattfindet, als Bestandteil der Interaktion selbst theoretisch, methodologisch, methodisch und empirisch zur Geltung zu bringen. Die „Betretbarkeit der Institution“ (Hausendorf 2020b) ist deshalb in der linguistisch orientierten Interaktionsforschung lange vernachlässigt worden. Wir schlagen entsprechend einen Neuansatz vor, der neben dem Interaktionsraum, der mit und durch Interaktion entsteht und vergeht, mit der „Interaktionsarchitektur“ des gebauten, gestalteten und ausgestatteten Raumes einen Gegenstand postuliert, der auch unabhängig von konkreten Interaktionsepisoden analysiert werden kann. Dass die Interaktionsarchitektur dabei nicht als fix und fertig gegebenes Datum reifiziert werden darf, sondern immer nur wissens- und vertrautheitsabhängig in Erscheinung treten kann, kommt im Konzept der „Sozialtopographie“ des Raumes zum Ausdruck.<sup>6</sup> Es geht bei diesem Neuansatz darum, wie konkrete architektonische Erscheinungsformen eines Raumes Interaktionsereignisse in diesem Raum zwar nicht vorherbestimmen, aber sehr wohl vordringlich, d. h. möglich und wahrscheinlich machen können (i. S. von Affordanzen, s. noch u.). Empirisch lässt sich dieser Gedanke durch die Annahme architektonischer „Benutzbarkeitshinweise“ einlösen, die wir nicht an Personen

---

<sup>6</sup> Vgl. dazu die Beiträge in Hausendorf, Schmitt & Kesselheim (2016).



(wie Architekt\*innen oder Planer\*innen) und ihren Absichten festmachen, sondern anhand der sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungsformen der Architektur selbst rekonstruieren, und die eine komplexe Ressource darstellen, die Anwesende auf ebenso effektive wie unscheinbare Art und Weise nutzen können (auch auf nicht-intendierte Weisen). Dabei gehen wir von einer Trias zunehmend anspruchsvoller und voraussetzungsreicher(er) Benutzbarkeitshinweise aus. Grundlegend sind solche Hinweise, die uns dabei helfen, uns in Räumen wie selbstverständlich zu orientieren und zu bewegen, so dass wir z. B. nicht lange darüber nachdenken müssen, wo vorne und hinten, oben und unten oder innen und aussen sind und wo wir entsprechend hingucken, gehen und stehen bleiben können. Schon die raumfüllende Möblierung des Hörsaals mit Sitzreihen gibt entsprechend einen Hinweis auf Sitzen als präferierte Form der Verweilbarkeit und auf eine kollektive Ausrichtung der Aufmerksamkeit in einer bestimmten Richtung (vorne). Wir sprechen hier von *Navigationshinweisen*, um den Aspekt der Orientierung und Positionierung zu betonen, also Wahrnehmung und Bewegung in einem Raum, der bei Weinrich als „konkret-anschaulicher („deiktischer“) Kommunikationsraum“ bezeichnet wird, „wie er durch die leibliche Konfiguration der miteinander sprechenden Personen gebildet ist“ (Weinrich 1993: 557). Diese „leibliche Konfiguration“, die Kendon z. B. als „F-formation system“ empirisch untersucht hat (Kendon 1990), entsteht allerdings nicht in einem luftleeren Raum, sondern typischerweise in einer material komplexen Umgebung, die Wahrnehmungen und Bewegungen möglich und wahrscheinlich macht. Navigationshinweise adressieren deshalb die menschliche Sensomotorik (Betrachtbarkeit, Begehbarkeit, Betretbarkeit, ...) und ähneln darin den viel zitierten „affordances“ der Wahrnehmungs- und Umweltpsychologie (Gibson 1977). Im Alltag des gebauten Raumes sind Navigationshinweise typischerweise bereits überlagert durch Spuren routinisierten Gebrauchs, so dass sie als gebaute Form(en) eine Semiotisierung erfahren haben und in diesem Sinn selbst lesbar geworden sind. So bieten die schon erwähnten Sitzreihen des Hörsaals nicht nur die Möglichkeit und das Angebot, sich zu setzen und zusammen mit anderen nach vorne zu schauen, sondern werden in ihrer Funktionalität (als „Funktionszeichen“ sensu Barthes 1983: 35) als Sitzmöbel auch „verstanden“, ohne dafür benutzt und erprobt werden zu müssen. Wir sprechen deshalb von *Lesbarkeitshinweisen*, weil sie an die Lektürekompetenz der Benutzer und Benutzerinnen appellieren und so etwas wie den Erwerb von *architectural literacy* voraussetzen, was sich z. B. in einem eigenen mehr oder weniger fachsprachlichen Architektur-Vokabular niederschlägt. Lesbarkeitshinweise sind wissens- und vertrautheitsabhängiger als Navigationshinweise, aber ihrerseits typischerweise eingelagert in und kontextualisiert durch weiterreichende gesellschaftliche Zusammenhänge. Architektonische Formen unterstützen so gesehen nicht nur die Orientie-

rung und Positionierung im Raum, und sie werden auch nicht nur verstanden und gelesen, sondern auch handelnd benutzt und „beantwortet“ im Sinne der Partizipation an einer bestimmten sozialen Praxis, die durch Architektur angezeigt und aufgerufen wird. Vertrautheitsabhängig sind die ansteigenden Sitzreihen des Hörsaals mit ihren aufklappbaren Sitz- und Schreibflächen nicht nur Verweilangebote und spezifische Sitzmöbel, sondern bereits Einladungen, sich als Publikum an einer Vorlesung zu beteiligen. Benutzbarkeitshinweise sind daher in vielen Fällen immer auch und immer schon Praxishinweise, die nicht nur (und nicht primär) an Navigation und Lektüre appellieren, sondern auch an die Teilhabe an konkreten kommunikativen Praktiken (Schmidt 2012). Als solche verweisen sie auf soziale Zugehörigkeit und sind deshalb hoch vertrautheitsabhängig. Praxishinweise reichen bis in die feinen Verästelungen gesellschaftlicher Praxis, was sich insbesondere in der Architektur der Gebäude der modernen Funktionssysteme in erstaunlicher Ausdifferenzierung manifestiert hat.

Interaktionsarchitektur verstehen wir als Ensemble von Navigations-, Lesbarkeits- und Praxishinweisen, die sich empirisch – wie am Beispiel der Sitzreihen illustriert – häufig überlappen und deren Erwerb von Anfang an über die Teilnahme an (sich wandelnden) kommunikativen Praktiken erfolgt. Gleichwohl wird man analytisch z. B. unterscheiden wollen, ob wir es mit Praxishinweisen zu tun haben, die auf Zugehörigkeit zu speziellen sozialen Gruppen (und spezielle fachspezifische Expertise) angewiesen sind (was in den Funktionsräumen der modernen Organisationen der Gesellschaft besonders anschaulich wird) oder ob wir es mit Lesbarkeitshinweisen zu tun haben, die zu einer Art architektonischem Allgemeinwissen gehören. Anders als der Interaktionsraum ist die Interaktionsarchitektur nicht flüchtig (wie das gesprochene Wort), sondern in ihren materialen Formen dauerhaft, was in methodischer Hinsicht weitreichende Auswirkungen hat: Die Interaktionsarchitektur eines Hörsaals lässt sich auch (und gerade) dann rekonstruieren, wenn der Hörsaal leer ist und in ihm keine Interaktion stattfindet. In methodologischer Hinsicht muss man allerdings aufpassen, die Interaktionsarchitektur nicht als mit den materialen Formen gegeben zu betrachten und auf diese Weise zu reifizieren, wie das in den älteren Ansätzen zum „behavior setting“ noch der Fall ist (Barker 1968). In ihrem von uns explizierten Hinweischarakter ist sie gerade nicht unabhängig vom Moment der Benutzung, sondern kommunikativ emergent, weil auf Momente von Benutzbarkeit bezogen. Freilich geht es bei der Interaktionsarchitekturanalyse nicht um einen konkreten Fall von Benutzung (wie bei der Interaktionsraumanalyse), sondern eben um die Hinweise auf *Benutzbarkeit*.

In den konkreten Benutzbarkeitshinweisen architektonischer Formen (auf Navigation, Lektüre und Teilhabe an einer kommunikativen Praxis) manifestiert

sich zugleich eine historisch relevante Entwicklung. Wenn man ihn auf seine Benutzbarkeitshinweise hin rekonstruiert, erweist sich der gebaute, gestaltete und ausgestattete Raum als Antwort auf kommunikative Probleme bzw. Aufgaben, die mit und in der Form von Architektur eine mögliche materiale Lösung gefunden haben. Interaktionsarchitektur ist so gesehen das Ergebnis von Evolution, in der sich bestimmte Lösungen offenbar bewährt und eine vergleichsweise dauerhafte Form gefunden haben. Man kann auch sagen: In und mit Architektur haben sich Routineantworten auf kommunikative Probleme material sedimentiert. Das tritt vielleicht nirgends sonst so deutlich hervor wie am Beispiel der Betretbarkeit der modernen Funktionssysteme der Gesellschaft. An diesen Sedimenten baulich-gestalterischer Lösungen für immer wiederkehrende kommunikative Aufgabenstellungen kann eine Archäologie der Interaktion ansetzen, um die Strukturen eines bestimmten Interaktionstyps freizulegen – und zwar ohne dass dafür eine Interaktionsanalyse im engeren Sinne nötig wäre. Wir werden das gleich am Beispiel ausgewählter Aspekte der Hörsaalarchitektur zu zeigen versuchen, wollen aber zuvor darauf hinweisen, dass die Interaktionsarchitekturanalyse die Interaktionsraumanalyse nicht ersetzt, sondern ergänzt. Es geht also nicht darum, das eine (Architektur) gegen das andere (Interaktion) auszuspielen, sondern die methodischen Möglichkeiten auszunutzen, die einer nicht-reduktionistischen Interaktionslinguistik zur Verfügung stehen.

### 3 Der Hörsaal als Ausgangspunkt einer Archäologie der Vorlesung

Worin besteht die Interaktionsarchitektur des Hörsaals?<sup>7</sup> Welches sind die konstitutiven Elemente dieser Architektur und welche kommunikativen Problemstellungen haben sich darin sedimentiert, die für den Interaktionstyp „Vorlesung“ zentral sind? Wenn man sich vor Vereinfachungen nicht scheut und sich zudem am Prototyp der modernen Massenuniversität mit Grossvorlesungen orientiert, lassen sich mindestens drei bauliche Charakteristika ausmachen, die sich in der

---

7 Wenn wir hier verallgemeinernd nach der Architektur des Hörsaals fragen, beziehen wir uns auf den modernen universitären Hörsaalbau. Insbesondere haben wir das öffentliche Auditorium der Universität vor Augen, nicht die z. B. im 18. Jahrhundert verbreiteten Privatauditorien der Kollegien – wiewohl aus diesen relevante bauliche und gestalterische Innovationen des Hörsaals wohl z. T. übernommen worden sind (wie die Wandtafel, s. noch u.; s. auch die Ausführungen speziell zur Wandtafel in der Einleitung von M. Prinz in diesem Heft).

Beschäftigung mit Hörsaalarchitektur aufdrängen und in der einschlägigen Literatur entsprechend prominent vertreten sind:<sup>8</sup>

- fest montierte, mehr oder weniger steil ansteigende Sitzreihen mit aufklappbaren Sitzschalen und Schreib- bzw. Ablageflächen („Hörsaalgestühl“),
- das Podium mit Möblierung, zu der mindestens ein Rede- oder Vortragspult (in unterschiedlicher Ausführung), Tische und Projektionsgeräte gehören, die fallweise durch Schränke, Computer, technische Apparaturen zur Übertragung von Stimme und Speichermedien und auch eine Infrastruktur mit verschiedenen Anschlüssen (für Wasser, Gas, ...) ergänzt werden können, sowie
- die an der Stirnwand des Hörsaals angebrachten Schreib- und Projektionsflächen in Form von Wandtafeln, Lein- und Bildwänden.<sup>9</sup>

Mit diesen Charakteristika zeigt sich eine Aufteilung des umbauten Raumes in ein Vorne und Hinten, einen Sprech-, Zeige- und Vorführbereich für wenige Personen und einen Zu- und Hinguck-, Zuhör- und Mitschreibebereich für viele Personen. Die „fokale Zone“ (Streeck 1983) des Podiums wird dabei durch die Gestaltung der Stirnwand als Schreib- und Lese-, Projizier- und Betrachtfläche verdoppelt: Wer in den Sitzreihen Platz genommen hat, kann nicht umhin, auf das Podium und die dahinter befindliche Stirnwand zu schauen, die nicht einfach nur einen Hintergrund für das Podium darstellt, sondern einen eigenständigen Fokusbereich. Mit dieser Aufteilung schafft der als Hörsaal gestaltete Raum Positionen einerseits für einen (oder jedenfalls wenige), der (die) als Vorführende\*r, Zeigende\*r und Sprechende\*r agiert (agieren) und andererseits für viele, die als Zuhörende, Lesende und Mitschreibende agieren, so dass sich diese räumlichen Positionen sofort auch als soziale Positionen erweisen. Wir geraten mit diesen Formulierungen bereits in die Nähe der kommunikativen Fragen, auf die die genannten Charakteristika die Antwort sind und wollen das im Folgenden mit Bezug auf jedes der Elemente kurz ausführen.

Viel spricht dafür, dass die ansteigenden Sitzreihen (mit mehreren hundert Sitzplätzen) darauf reagieren, Interaktion auch unter der Bedingung einer unüberschaubar grossen Menge Anwesender (eines „Massenbesuchs“, Gellinek 1933) noch möglich und wahrscheinlich zu machen. Die Antwort, die der Hörsaal

---

<sup>8</sup> Vgl. dazu die schon älteren Abhandlungen bei Eggert et al. (1905), Behnke et al. (1903), Gellinek (1933) sowie die neueren Darstellungen in Aschoff (1971) und Haase und Senf (1995). Dabei werden wir zunächst vom modernen Hörsaalbau des 20. Jahrhunderts ausgehen und dann einen kurzen Rückblick auf Mittelalter und Frühe Neuzeit wagen.

<sup>9</sup> Wir verzichten an dieser Stelle auf Illustrationen, weil wir bei der Analyse der Vorlesungseröffnungen auf diese Grundelemente von Hörsaalarchitektur noch mit Standbildern zurückkommen werden (vgl. aber Hausendorf 2020b mit ausgewählten Illustrationen und weiteren Verweisen).

mit seinen Sitzreihen auf dieses Kommunikationsproblem gibt, besteht darin, eine grosse Masse Anwesender als Publikum zu formieren, das sich selbst als Einheit wahrnehmen und als Einheit auch von anderen wahrgenommen werden kann. Offensichtlich teilt der Hörsaal diese Charakteristik mit anderen Versammlungsstätten (wie beispielsweise Fussball- oder Eishockeystadien oder auch Konzert- und Theatersälen). Wir haben es in diesen Fällen mit einer „Versammlungsöffentlichkeit“ zu tun, die die Bordmittel der Interaktion aufgrund ihrer Unüberschaubarkeit strapaziert und dazu auf besondere Ressourcen angewiesen ist, um als Interaktion mit All-Inklusion noch funktionieren zu können. Die ansteigenden Sitzreihen des Hörsaals, die es möglich machen, dass sehr viele Personen auf sehr engem Raum neben- und hintereinander Platz finden können, garantieren so z. B. die Sichtbarkeit nach vorne und die Sichtbarkeit von vorne aus. Auf diese Weise bleibt Wahrnehmungswahrnehmung selbst unter Hunderten von Anwesenden – wie auch immer eingeschränkt – zumindest prinzipiell möglich. Der Hörsaal ist insofern und anders, als es seinem Ruf entspricht, zunächst eine *Interaktionsermöglichungs-* und keine *Interaktionsverhinderungsarchitektur*: Die Architektur der ansteigenden Sitzreihen macht es möglich und erwartbar, dass eine ansonsten hoch unwahrscheinliche Interaktion mit All-Inklusion anlaufen kann und nicht sofort vor der Unüberschaubarkeit und vor massiv eingeschränkter wechselseitiger Sicht- und Hörbarkeit der Anwesenden kapitulieren muss.<sup>10</sup>

Allerdings wird dieser Wahrscheinlichkeitsgewinn mit einer erheblichen Asymmetrie der Beteiligungschancen erkaufte, die mit der sozialen Positionierung als Publikum (bzw. Auditorium) zu tun hat, das seine Aufmerksamkeit auf das ausrichtet, was vorne geschieht und seinen Versammlungsanlass in dem hat, was vorne geschieht. Insofern ist das Podium nicht nur räumlich, sondern auch sozial das Gegenstück zu den Sitzreihen; es ist die Bühne, auf der, übertrieben gesagt, das Versprechen der Sitzreihen durch *action* eingelöst werden muss. Mit seiner Möblierung in Form z. B. des Pultes als (Vor-)Lesestütze und Buch- bzw. Manuskriptablage mit Stimmübertragungstechnik (Mikrophon) gibt uns das Podium die Hinweise auf die Art von *action*, die an dieser Stelle zu erwarten ist und weitgehend in Rede und Vortrag besteht: eine\*r spricht (und zeigt) und viele hören (und sehen) zu. Das ist der Typ von Interaktion, der mit der Hörsaalarchitektur wahrscheinlich gemacht wird und den diese Architektur begünstigt. Er manifestiert sich in positionsspezifischen Anforderungen an die Teilnehmenden, sich

---

**10** Wir behandeln die Sitzreihen hier als Einheit und lassen ausser Acht, dass die unterschiedlichen Sitzreihen (z. B. die vorderen und die hinteren) natürlich unterschiedliche Möglichkeiten und Chancen für Wahrnehmungswahrnehmung (und ihre Vermeidung) eröffnen und ein jeweils unterschiedliches Publikum ansprechen und damit eine Differenzierung des Publikums in unterschiedliche Publikumsgruppen erlauben.

einerseits als Publikum zu präsentieren, d. h. Aufmerksamkeit zu zeigen, und sich andererseits als Vortragende\*r zu präsentieren, d. h. etwas zu bieten, das die Aufmerksamkeit des Publikums belohnt (und es ‚bei Laune hält‘).

Mit den Projektionsflächen und Tafeln an der Stirnseite kommt dann ein Mehr an Sicht- und Betrachtbarkeit hinzu, das über die\*den Vortragende\*n hinaus geht und den (Zu-)Hörsaal zum Seh- und Lesesaal erweitert. Neben das gesprochene Wort des Vortragenden tritt die Visualisierung des Vorzutragenden durch Schrift und / oder andere Darstellungen (Bilder, Diagramme, Formeln, ...). Wenn das Podium das Gegenstück zu den Sitzreihen ist, finden wir in den Projektionsflächen und Tafeln das Gegenstück zu den aufklappbaren Ablage- und Mitschreibflächen der Sitzreihen. Wenn wir nach den Praxishinweisen auf Vorlesen und Mitschreiben fragen, die den Hörsaal von einem Theater oder einem Konzertsaal unterscheiden, werden wir insbesondere an dieser Stelle fündig; die Tafel oder Projektionsfläche und die aufklappbare (Mit-)Schreibfläche sind die Antwort auf ein Problem der Wissens- und Stoffvermittlung in der Form einer vom Redner abgelösten und eigenen Raum beanspruchenden Visualisierung von Inhalten. An die Seite des gesprochenen Wortes und seiner Flüchtigkeit im Medium des Hörbaren treten, vereinfacht gesagt, die Sicht- und Lesbarkeit von Bild und Schrift. Das Pult als Vorlesehilfe für die Platzierung eines Buches oder eines Manuskriptes und die Tafel und Projektionsfläche verstehen wir in diesem Sinn als vertrautheitsabhängige Hinweise auf einen bereits auf spezielle (z. B. didaktisierte) Weise vor- und aufbereiteten Stoff.

Die Versammlung einer Menge und die asymmetrische Positionierung von Publikum und Vortragende\*r implizieren Organisation, Vorlauf und Vorbereitung und weisen die Vorlesung als eine organisierte Veranstaltung aus, die als Rahmen der Interaktionsepisode mit dem Betreten des Hörsaals durch die Beteiligten in Kraft tritt. Bauulich manifestiert sich diese Rahmung schon darin, dass der Hörsaal Bestandteil des Universitätsgebäude(komplexe)s ist. Wer den Hörsaal betritt, muss zuvor die Universität betreten haben. Mit Bezug auf Inhalt und Thema der Veranstaltung manifestieren sich Organisation und Vorlauf in einer spezifischen Vorbereitetheit des zu vermittelnden Stoffes. Als Ausdruck dieser Präferenz für „Vorgeformtheit“ (Dausendschön-Gay, Gülich & Krafft 2007; Stein & Stumpf 2019) sehen wir die Tafeln und die Projektionsflächen an, weil sie mit ihrer Sichtbarkeit auf Schriftlichkeit (konzeptionell und medial) und Bildlichkeit verweisen.<sup>11</sup>

---

**11** Damit sind weitere Manifestationen von Wissenschaftskommunikation im Hörsaal präsent, nicht nur in den aufgelegten oder projizierten Folien und den Tafelanschriften, sondern auch in den Vorlesungsmanskripten, Dokumente der Vorformung der Rede par excellence (s. dazu die Hinweise des Hg. in der Einleitung dieses Heftes), und in den Vorlesungsnach- und mitschriften der Teilnehmenden (vgl. dazu z. B. Steets 2003).

- Wenn wir diesen Schnelldurchgang zusammenfassen und nur von der Architektur des Hörsaalbaus ausgehen, tendiert die Interaktion vom Typ Vorlesung zu
- einer organisierten Veranstaltung von Versammlungsöffentlichkeit mit Massenandrang,
  - einer stark ausgeprägten Asymmetrie der Beteiligungsformen und -chancen in Form der Positionierung von Publikum (Auditorium) und Vortragender/m sowie
  - einer Vorgeformtheit des zu vermittelnden Stoffes im Sinne einer medialen wie konzeptionellen Schriftlichkeit.

Das ist eine – noch sehr allgemeine – interaktionsarchäologische Diagnose,<sup>12</sup> die sich ganz auf die Hörsaalarchitektur stützt und nicht auf eine empirische Analyse der in dieser Architektur stattfindenden Interaktionsepisoden. Sie eröffnet einen Blick auf den Interaktionstyp „Vorlesung“, der diesen in eine frappierende Nähe zu Erscheinungsformen massenmedialer Fernkommunikation rückt – auch wenn die Vorlesenden ihr Publikum i. d. R. „im Blick“ haben. Wenn wir mit Bezug auf den Interaktionstyp Vorlesung von Tendenzen gesprochen haben, sind diese in der auf Druck und Funk beruhenden Fernkommunikation gewissermassen technisch bis zur Unumkehrbarkeit umgesetzt: die Versammlungsöffentlichkeit mit einer auf Erreichbarkeit beruhenden Massenmedialität der Übertragung, die Asymmetrie der Beteiligungsformen und -chancen in einer nicht mehr rückgängig zu machenden Dichotomie von Sendung und Empfang („Don't talk back!“) und die Vorgeformtheit des zu vermittelnden Stoffes in der für Print- und Funkmedien konstitutiven Inszenierung der Kommunikation (z. B. in Form der viel zitierten „sekundären Oralität“). Vieles von dem, was im Interaktionstyp „Vorlesung“ (noch) möglich war, ist in der gesendet-empfangenen Kommunikation (bereits) technisch ausgeschlossen, allen voran die für Interaktion konstitutive Wahrnehmungswahrnehmung (vgl. dazu Luhmanns Begriff der Massenmedien: Luhmann 1996: 10 f.). Anwesenheit als Kommunikationsbedingung ist rückstandslos durch Erreichbarkeit ersetzt. Manches spricht dafür, dass wir diesen Übergang von Anwesenheit zu Erreichbarkeit auch bereits in der noch auf Anwesenheit basierenden Vorlesung erleben können. Ermöglicht wird er durch Übertragungstechnologien und -programme (wie *Powerpoint* auf der Produktionsseite) und eine Ausstattung mit elektronischen Endgeräten (auf der Rezeptionsseite), mithilfe derer Anwesenheit auch im Hörsaal durch Erreichbarkeit überlagert, ergänzt und verdrängt werden kann. Auf diese Weise kommt es im Hörsaal zu neuartigen

---

<sup>12</sup> Diese Diagnose gilt nicht zufällig auch für andere Versammlungsräume (wie z. B. den Kirchenraum) und die entsprechenden sozialen Praktiken (wie z. B. die Predigt; vgl. zur Interaktionsarchitektur des Kirchenraums Hausendorf & Schmitt 2018: 101–103).

Beteiligungsformaten, mit denen das Publikum online erreicht und mit denen es sich online (z. B. in Form von Abstimmungen oder Chatbeiträgen) beteiligen kann (vgl. zu solchen Prozessen digitalen Wandels auch die Hinweise im Beitrag von Gloning in diesem Heft). Darin besteht eine Re-Figuration universitärer Lehr- und Lernkommunikation, die bislang vornehmlich in der Hochschuldidaktik diskutiert wird (z. B. unter Schlagworten wie „Interaktivität“, „Partizipation“ und „Inklusion“: vgl. dazu z. B. die Beiträge in Rummler 2014; Berendt et al. 2016; Platte et al. 2018) und in den Hochglanzprospekten der zuständigen Produzenten aufscheint, wenn vom „intelligenten Hörsaal“ die Rede ist (s. o. Anm. 4).

Wenn man mit diesem in die Zukunft gerichteten Blick, den wir gleich bei den empirischen Analysen der Vorlesungseröffnungen wieder aufnehmen werden, kurz auf die Geschichte von Hörsaal und Vorlesung zurückblickt, zeigen sich auch bei generell sehr eingeschränkter und hier nur illustrativ eingesetzter Quellenlage markante Entwicklungen.<sup>13</sup> Werfen wir dazu den Blick auf eine der frühesten Abbildungen einer mittelalterlichen Vorlesung, wie sie in einem Gemälde von Laurentius de Voltolina erhalten ist, das eine Vorlesung von Heinrich dem Deutschen in Bologna in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zeigt.

Diese immer wieder kommentierte Abbildung (vgl. z. B. in Gellinek 1933: 9; Clark 2006: 70–71) lässt unschwer erkennen, dass wir es mit einem hörsaalähnlichen Raum zu tun haben, wenn man davon absieht, dass wir offensichtlich (und nicht überraschend) keine Projektionsflächen und Tafeln finden. Deutlich zu erkennen sind aber die offenbar leicht ansteigenden Sitzbankreihen mit Tischpulten und das Podium, das aus einem speziellen offenbar begehbaren Möbel besteht, in dem der Vortragende an „erhöhter und bedeutsam ausgestalteter Stelle“ (Gellinek 1933: 8) Platz genommen hat (offenbar sitzend) und das an die bischöfliche Kathedra erinnert. Vor ihm befindet sich ein Pult als Ablagefläche für die „schweren Folianten der Texte“ (Gellinek 1933: 8). Was können wir daraus für unseren Zusammenhang entnehmen, wenn wir der Einfachheit halber dem Dokument in seiner Abbildqualität trauen? Zum einen haben wir es bereits mit dem Charakteristikum einer Versammlung zu tun. Auf den Bänken haben 20 Per-

---

<sup>13</sup> Wenn es zutrifft, dass selbst aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive der Geschichte der Vorlesung „ein vergleichsweise geringes Interesse“ gilt (wie z. B. bei A. Heinen 2019: 19 nachzulesen ist), muss man davon ausgehen, dass eine Geschichte des Hörsaals ein Desiderat ist. Auch in wissen(schaft)soziologischen Studien zur „Topographie akademischer Praxis“ erscheint der Hörsaal als eine Art blinder Fleck (vgl. dazu z. B. Frieze 1993; Rheinberger, Hagner & Wahrig-Schmidt 1997; Schramm, Schwarte & Lazardzig 2003). Wir können also nicht aus dem Vollen schöpfen, sondern müssen uns im Folgenden auf Stichproben und erste Ergebnisse einer Durchsicht einschlägiger Quellen und Darstellungen beschränken, bei der uns Michael Obrist mit seinen Recherchen massgeblich unterstützt hat. Einen kurzen Überblick zur Geschichte der Hörsaalarchitektur liefert Gellinek (1933: 6–12).





Laurentius de Voltolina: *Liber ethicorum* des Henricus de Alemannia, Henricus vor seinen Schülern, 14. Jahrhundert. Kupferstichkabinett Berlin, Min. 1233

**Abb. (2):** Vorlesung 14. Jahrhundert nach einem Gemälde von Laurentius de Voltolina

sonen Platz genommen (die vorne neben dem Pult Sitzenden nicht mitgezählt). Das ist weit entfernt vom Fassungsvermögen moderner Hörsäle, aber die mit dieser Versammlung als Publikum (Auditorium) einhergehende Asymmetrie der Beteiligungsmöglichkeiten ist erkennbar in Kraft: einer trägt vor, und viele hören zu. Und auch auf die Tücken dieser Art von Öffentlichkeit mit eingeschränkter wechselseitiger Wahrnehmbarkeit hat der Autor erkennbar aufmerksam machen wollen: Mehrere Personen sind offensichtlich abgelenkt (durch Zuwendung zueinander, insbesondere und wohl nicht zufällig in der hinteren Ecke des Raumes), einer der Teilnehmer ist offenbar bereits eingeschlafen (vorne rechts im Bild). Andere zeigen dagegen durch ostentatives Aufblicken (und Mitlesen und/oder -schreiben), dass sie ihre Aufmerksamkeit dem Redner schenken. Überhaupt ist „Aufmerksamkeit“ auch in zeitgenössischen Reflexionen über die Anforderungen an den Raum der Vorlesung schon früh ein Thema.<sup>14</sup> Was den Redner

<sup>14</sup> Vgl. dazu z. B. die auf ca. 1220 datierten Bemerkungen des Rechtsgelehrten Buoncompagno (manchmal auch Bon(o)compagno) über den idealen Lehrsaal (Buoncompagno 1892 [1220], bei Clark 2006), die vielfach kommentiert und zitiert worden sind (z. B. bei Clark 2006: 69 f.; Rückbrod 1977: 67 ff.; Friese 1993: 14 f.). Sie sind ein früher Beleg dafür, dass tatsächlich mit Auf-

betrifft, zeigt sich die Vorgeformtheit seines Stoffes dadurch, dass er bei seinem Vortrag offensichtlich auf ein Manuskript bezogen ist und wahrscheinlich ‚vorliest‘. Jedenfalls zeigen sich an dieser Stelle gleichzeitig Übereinstimmung und Abweichung. Übereinstimmt eine durch die räumliche wie vorlesungspraktische Dominanz des Textes unübersehbare Vorgeformtheit des Stoffes, wie sie in der Bezeichnung der Interaktion als „Vorlesung“ auf den Begriff gebracht worden ist. Diese Vorgeformtheit zeigt sich in einer sichtbar gemachten Orientierung an Schriftlichkeit: Der Vortrag stellt sich ganz in den Dienst eines – im Übrigen nicht (immer für alle) leicht zugänglichen – Manuskriptes. Die Abweichung resultiert daraus, dass die Visualisierung personen- und nicht publikumsbezogen bleibt: Offenbar muss man davon ausgehen, dass mindestens einigen (wohlhabenden) TeilnehmerInnen das Manuskript zur Verfügung steht (Clark 2006: 71), aber das Ereignis selbst ist abgesehen von stiller Mitlektüre medial exklusiv mündlich, der Hörsaal also tatsächlich vornehmlich (noch) ein Auditorium und jedenfalls kein „multi media hub“. Die dominante Orientierung an Schriftlichkeit (das Entscheidende ist bereits schriftlich dargelegt) geht mit der Exklusivität der mündlich-auralen Präsentation und Rezeption innerhalb einer prinzipiell noch überschaubaren Gruppe einher (vgl. zur lange textgebundenen Vorlesungstradition auch die Hinweise im Beitrag von Lindner in diesem Heft).

Mit dieser Kommentierung des Gemäldes von Voltolina wollen wir nicht den Eindruck erwecken, als könne man schon im Mittelalter von einer ausdifferenzierten Architektur für den Raum der Vorlesung ausgehen, um eine lineare Geschichte des Hörsaals bis zur Gegenwart zu erzählen. Dafür sind die Quellen nicht nur zu rar, sondern auch zu unterschiedlich.<sup>15</sup> Deutlich wird aber der mobiliare Aufwand, der sich einerseits in der Darstellung der Kathedra so gut wie durchgängig und fast immer prominent zeigt und der sich andererseits wenn auch weniger deutlich und mit viel mehr Variationen in der Gestaltung auch in den Darstellungen der Sitzanordnungen mit Sitz- und Schreibbänken mani-

---

merksamkeit für den Ort universitärer Lehre, d. h. für den Raum der Vorlesung gerechnet werden kann, auch wenn man wohl erst seit der Wende zum 16. Jahrhundert davon ausgehen kann, dass die alten und neuen Universitäten flächendeckend über eigene Gebäude mit Sälen für Vorlesungen verfügten.

<sup>15</sup> Vgl. z. B. die Darstellung einer juristischen Vorlesung an der Universität Bologna als Relief am Grabmal des Rechtsgelehrten und Dichters Cino da Pistoia (1270–1336), das neun an Bänken sitzende Zuhörer zeigt und den Lehrenden an kaum erhöhter Stelle (Döring & Rudersdorf 2009: 30), oder eine Miniatur aus dem Statutenbuch des Sapienzkollegs der Universität Freiburg von 1497, die den Vorlesungsbetrieb durch die Darstellung von zwei offenbar sitzenden Zuhörern und einem hinter einem lehrkanzelähnlichen Pult stehenden Dozenten in einem klosterähnlichen Raum zeigt (Döring & Rudersdorf 2009: 162); ähnlich noch die Abb. einer „Vorlesung des 16. Jahrhunderts“, die bei R. Fick (1900) wiedergegeben ist. Vgl. auch die Vielfalt der Abbildungen, die sich bei Gellinek (1933) für das 15. und 16. Jahrhundert finden.

festiert (vgl. dazu zusammenfassend zur „Einrichtung der Lehrsäle“ Rückbrod 1977: 73; und für konkrete Beispiele die sehr aufschlussreiche Sammlung von Darstellungen mittelalterlicher Lehrszenen bei Hülsen-Esch 2006).

Wenn man vor groben Vereinfachungen nicht zurückscheut, treten vor dem Hintergrund unserer Charakterisierung der Interaktionsarchitektur des Hörsaals in der weiteren Geschichte von Vorlesung und Hörsaal vor allem zwei Innovationen markant hervor. Die eine Innovation besteht in der zunehmenden Ausgestaltung der Praxis des Vorlesens zu einer Veranstaltung mit Massenandrang, die nicht nur einen Hör„saal“, sondern oftmals eine „Hörhalle“ erforderlich macht (vgl. zu dieser Differenzierung Gellinek 1933: 16). In der folgenden Abbildung einer Strassburger Akademischen Vorlesung vom Anfang des 17. Jahrhunderts (also weniger als 250 Jahre später) ist dieser Übergang von einer gut überschaubaren Gruppe von Zuhörenden und Mitlesenden zu einem Massenpublikum (Gellinek 1933: 9 zählt auf Abb. 3 „180 Burschen“) bereits unübersehbar dargestellt:



**Abb. (3)** Vorlesung aus dem 17. Jahrhundert nach einer (viel reproduzierten) Abb. aus dem *Speculum Cornelianum* des Jakob von der Heyden

Offenbar hat sich ein solcher Übergang in diesem Fall architektonisch noch nicht in den ansteigenden Sitzreihen niedergeschlagen, sondern in einer deutlich erkennbaren Erhöhung der Lehrkanzel. So weit das erkennbar ist, zeigt uns diese

Abbildung noch nicht ein ausdifferenziertes „Hörsaalgestühl“ für das Publikum, das als mobiliares Äquivalent zur Ausstattung der Vorlesungsposition in Form der erhöhten und begehbaren Lehrkanzel (Kathedra) gelten könnte. Wenn man in Rechnung stellt, dass wir es in der Frühen Neuzeit zunehmend mit einem nicht nur zuhörenden (und mitlesenden), sondern *mitschreibenden* Publikum zu tun haben (vgl. dazu die Hinweise bei Clark 2006: 87 f. zu Abb. 3), macht sich insbesondere das Fehlen von Schreibflächen („Tischpulten“) als Antwort auf die Praxis des Mitschreibens bemerkbar. Wie man sich frühe mobiliare Lösungen für dieses Problem vorstellen muss, zeigt eine Abbildung eines Hörsaals des *Collegium Illustris* der Universität Tübingen, ebenfalls aus dem frühen 17. Jahrhundert:<sup>16</sup>



**Abb. (4):** Collegium Illustris. Vorlesungssaal (Radierung; Stadtmuseum Tübingen Inv. 1083) (Wiedergabe nach: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Chr\\_Neyffer\\_L\\_Ditzinger\\_Collegium\\_Illustre\\_Radierung\\_1606\\_Inv.1083.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Chr_Neyffer_L_Ditzinger_Collegium_Illustre_Radierung_1606_Inv.1083.jpg))

Auf dieser Radierung (nach einer Zeichnung) ist der mobiliare Aufwand für die Positionierung eines grösseren Publikums gut erkennbar. Der Saal dürfte über ca. 100 Plätze verfügen, die offenbar als zusammenhängende Bankreihen mit

<sup>16</sup> Vgl. auch die Darstellung einer Promotion im Hörsaal aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, auf der man gut ausgebildete Tischbankgestühle erkennen kann (Krug-Richter 2011: 489; Fick 1900: 158).

Schreib- und Ablageflächen ausgeformt sind. Von daher darf man wohl davon ausgehen, dass sich spätestens im 18. Jahrhundert mehr und mehr standardisierte Lösungen für die Positionierung eines grossen Publikums entwickelt und durchgesetzt haben (vgl. dazu auch einen Kupferstich aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, der den Hörsaal der Juristenfakultät im Petrinum der Universität Leipzig zeigt: Döring & Rudersdorf 2009: 384).

Die andere Innovation, auf die wir aufmerksam machen wollen und die offenbar erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzt, besteht in der Ausgestaltung und Aufwertung der Stirn- oder „Vortragswand“ des Saales hinter dem Rednerpult als Schreib- und Projektions- (und Schattenriss-), Seh- und Lese- fläche, in der sich die zunehmende Bedeutung einer publikumsbezogenen Visualisierung des Mitgeteilten durch „Tafelschrift und Lichtbildprojektion“ (Gellinek 1933: 36) manifestiert.<sup>17</sup> Die bevorzugte Ausstattung ist zunächst die Wandtafel, die im Hörsaal des 19. Jahrhunderts mehr und mehr zur Standardeinrichtung zu zählen scheint, deren Ausführung, Nutzung und Relevanz aber disziplinen- spezifisch ist (vgl. dazu etwa die Hinweise zur Einrichtung der Hörsäle und die Abb. des „Grossen Hörsaals des chemischen Instituts der Universität zu Graz“ von 1880 mit aufschiebbaren Teiltafeln im „Handbuch der Architektur“ von Eggert et al. 1905: 17, 242 ff.).<sup>18</sup> Ergänzt und teilweise ersetzt wird die Wandtafel schon lange vor der Einführung moderner Tageslicht- und Videoprojektoren (*Beamer*) durch die Vorhaltung und Gestaltung von Projektionsflächen, auf denen Versuchsanordnungen, Bilder, Skizzen und Schriftzüge durch „Bild- und Lichtwerfer“ an

---

**17** Es ist erstaunlich, wie wenig diese grundlegende Innovation der Hörsaalgeschichte offenbar bis heute untersucht worden ist und wie wenig über die materialen, praktischen und praxeologischen Implikationen des damit einhergehenden Vorlesungs- wie Vortragswandels zum Sagen und Zeigen bekannt ist (vgl. aber die Hinweise im Beitrag von Lindner in diesem Heft). Z. B. ändert sich die primär sitzende Präsenz des Vortragenden (s. o. Abb. 2) womöglich erst dann, wenn er auf etwas zeigen kann bzw. muss, was hinter ihm zu sehen ist (sich herumdrehen im Sitzen ist schwierig). Diese „historische Forschungslücke“ (Schnettler, Knoblauch & Pötzsch 2007: 22) überrascht, weil die „Ausdifferenzierung wissenschaftlicher Evidenztechniken“ und allgemein die „Figuration von Evidenz [...] als Inszenierung von Aufmerksamkeit“ ein gut etabliertes Thema der Wissenssoziologie und der *Science Studies* ist (vgl. dazu Peters 2007: 37 ff.).

**18** Die Rolle der Tafel in ihrer Funktionalität für die Ermöglichung des „Zusammenunterrichtens“ diskutiert von Stechow (2015: 70 ff.) am Beispiel des Schulunterrichts im 18. Jahrhundert. Damit einher gehen – wie auch mehr oder weniger zeitgleich mit der Möblierung durch spezielle Schulbänke (Stechow 2015: 77 ff.) – erhöhte Anforderungen an die (Aufmerksamkeits- und Still- sitzen-)Disziplin(ierung) der Schüler und Schülerinnen, was natürlich auch für das Vorlesungs- publikum gilt (s. dazu noch u. 4). Viel spricht dafür, dass die Wandtafel zunächst im schulischen Unterricht anzutreffen ist, bevor sie dann zunächst in den Privatauditorien auftaucht und erst danach allmählich zur Standardausstattung in den öffentlichen universitären Hörsälen gehört (vgl. dazu die detaillierten Ausführungen im Beitrag von M. Prinz in diesem Heft).

die als Projektionsfläche präparierte Wand des dafür eigens verdunkelten Hörsaals „geworfen“ werden können (zu neuen Formen des Bilderzeigens und den dadurch erforderlich gewordenen Vergrößerungstechniken vgl. Bubenhofer in diesem Heft), wobei es sowohl zur Demonstration von mitgebrachten Objekten als auch zur Visualisierung durch Skizzen und Bilder kommt (vgl. Hinweise dazu bei Gellinek 1933: 59). Mit der Entstehung und Verbreitung elektronischer „Präsentations“-Technologien seit den späteren 80er Jahren des 20. Jahrhunderts ist diese Visualisierungstendenz in einem bis heute andauernden (man denke an neuartige 3D-Visualisierungstechniken) Entwicklungsschub noch einmal neu (vor)angetrieben worden (Schnettler & Knoblauch 2007; Knoblauch 2013; und aus linguistischer Sicht: Lobin 2007).

## 4 Die Interaktionsarchitektur des Hörsaals im Wandel: Vom Auditorium zum „multi media hub“

Im Zuge der Einführung weitreichender Schutzmassnahmen zur Vermeidung einer weiteren Verbreitung des Covid-19-Virus hat die Universität Zürich – wie viele andere Universitäten auch – ihr Lehrangebot im bereits angelaufenen FS 2020 auf (sogenannte) „kontaktfreie“ Lehre umgestellt.<sup>19</sup> Da diese Umstellung von heute auf morgen und bei laufendem Betrieb erfolgt ist, hat sie eine Reihe von Variationen hervorgebracht, die auch das Format der Vorlesung betreffen. Davon ist nicht zuletzt die Nutzung des Hörsaals als Ort und Raum der Versammlungsöffentlichkeit betroffen, die im Zuge der Covid-19-Pandemie zum Inbegriff einer problematischen, weil hoch infektiöser Form der Interaktion geworden ist. Es ist von daher nicht erstaunlich, dass die Hörsäle der Universitäten für eine Zeit lang leer standen und Vorlesungen, vereinfacht gesagt, nicht mehr im Hörsaal, sondern an Computerbildschirmen stattfanden (Produktion und Rezeption). Wenn man Interaktion in der Tradition der Interaktionssoziologie vereinfachend an Anwesenheit bindet (Goffman 1964), steht am Ende einer Skala von Variationen des Typs ‚Vorlesung ohne Interaktion‘ die Vorlesung als gesendete Kommunikation

---

<sup>19</sup> Offenbar treibt der aktuelle Sprachgebrauch Blüten hervor, wenn es darum geht, den Unterschied auf den Begriff zu bringen zwischen Kommunikation unter der Bedingung von Anwesenheit (=Interaktion im engeren Sinne) und Kommunikation unter der Bedingung elektronisch erzeugter Erreichbarkeit. Natürlich ist auch letzte nicht im Wortsinn „kontaktfrei“, und häufig bleibt auch Kopräsenz als Kommunikationsbedingung erhalten (wie etwa bei der videokonferenzbasierten Kommunikation, vgl. dazu z. B. die Hinweise bei Albert 2020: 13 und bei Tratschin 2020). Wie immer täuscht der Sprachgebrauch im Alltag auch in diesem Fall darüber hinweg, dass hinter dem praktischen Benennungs- ein theoretisches Konzeptproblem steckt.

(z. B. in Form eines Podcasts), die, wie andere Sendungen auch, unabhängig vom Moment der Produktion rezipiert werden kann. Nun gibt es so etwas bekanntlich nicht erst seit dem Ausbruch der Covid-19-Pandemie; Vorlesungen werden schon seit geraumer Zeit an vielen Universitäten als Mediendatei (z. B. zum Nachhören und -sehen) zur Verfügung gestellt und als solche genutzt (d. h. auch: nicht nur zum Nachhören und -sehen). Gleichwohl handelt es sich dabei in der Regel um Mitschnitte von Vorlesungen, die vor Publikum und im Hörsaal gehalten wurden. Sie belegen, wenn man so will, die Vorlesung im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit. Was wir nun aber darüber hinaus gehend erleben, ist die strikte Abkopplung der Produktion einer Aufzeichnung von der Situation der Vorlesung unter Anwesenden. Vorlesung(saufzeichnungen) entstehen deshalb nicht mehr im Hörsaal, sondern vor dem Computer. Ein Beispiel dafür ist etwa die durch das Präsentationswerkzeug *Powerpoint* bereitgestellte Möglichkeit der Erzeugung einer „Bildschirmpräsentation“, die wahlweise die Stimme (und das Gesicht) des Vorlesenden mit der Folge der präsentierten Folien zur Verfügung stellt und an mehr oder weniger beliebigem Ort erstellt und verfolgt werden kann. Es ist offenkundig, dass dieser Wandel den Hörsaal überflüssig macht und entwertet. Womöglich wird in diesem Wandel – unabhängig von der aktuellen Pandemie – eine Tendenz zur massenmedialen Fernkommunikation vorangetrieben, die, wie im vorausgehenden Kap. skizziert, bereits in der Architektur des Hörsaals angelegt ist. Es stellt sich aber die Frage, wie es sich auf die Praxis des Vorlesens auswirkt, wenn sie nicht länger im Hörsaal stattfindet. Genau für diese Frage bieten die im Zuge der Pandemie beschlossenen Massnahmen reichhaltiges, historisch vielleicht ohne Übertreibung als einmalig zu bezeichnendes Anschauungsmaterial. Wenn es dafür noch eines Beleges bedurft hätte, liefert ihn eine Praxis, die es vielleicht tatsächlich nur z.Zt. der aktuellen Pandemiemaßnahmen und auch unter diesen Bedingungen nur vereinzelt und übergangsweise gegeben hat: die Praxis des Haltens und Aufzeichnens einer Vorlesung im leeren Hörsaal bzw. vor leeren Hörsaalrängen, also eine Art Radikalisierung von dem, was auch aus der Vorlesungsgeschichte bekannt ist und grundsätzlich als eine Herausforderung für Dozierende gelten kann (s. dazu den Abschnitt „Playing to an empty theater“ bei Clark 2006: 81). Im Jargon der „Multi Media & E-Learning Services“ der Universität Zürich („MELS“), die für die Organisation und Durchführung der Aufzeichnung verantwortlich sind, heißen diese Vorlesungen „Geister-Vorlesungen“. Unter dem Handlungsdruck der Umstellung von Präsenz- auf Fernlehre von heute auf morgen mitten im Lehrbetrieb des laufenden Semesters erschienen solche Vorlesungen, für die die Dozierenden weiter wie gewohnt in den Hörsaal gehen konnten, offenbar für eine Zeit lang als praktische Lösung.

„Geister-Vorlesungen“ sind für unsere Fragestellung hoch aufschlussreich, weil der Hörsaal trotz des Wegfalls der Interaktion unter Anwesenden nicht auf

gegeben wird, sondern als Ort mindestens der Produktion der Vorlesung erhalten bleibt. Die Frage ist dann, ob er unter diesen neuen Bedingungen weiter funktionieren kann; der Hörsaal ist ja nicht die gebaute Antwort auf das Problem der Herstellung einer Sendung, sondern die Antwort auf das Problem der Veranstaltung einer Versammlung mit Massenandrang. Der Hörsaal ist, vereinfacht gesagt, kein Studio, das ganz auf die Produktion einer Sendung entworfen, gebaut und ausgestattet ist (vgl. hierfür die Analyse eines Radiostudios bei Mondada & Oloff 2016), sondern ein Versammlungsort für eine Masse von Zuhörenden (und Mitschreibenden), die im gleichen Raum zur gleichen Zeit (mit)anwesend sind. Was passiert mit diesem Raum, wenn man ihm die Zuhörenden entzieht? Macht er sich nur noch als Kulisse der Sendungsaufzeichnung bemerkbar? Und was kann man daraus über die Funktionalität des Raumes lernen und über die (Zukunft der) Praxis des Vorlesens?

Mit diesen Fragen wollen wir uns im Folgenden auf exemplarische Weise ausgewählten Mitschnitten von Geistervorlesungen an der UZH zuwenden. Um die Analysen vergleichbar zu machen und gleichzeitig auf eine besonders aufgeladene Strukturstelle von Vorlesungen zu fokussieren (mit der wir im Übrigen an eigenen Vorarbeiten anschliessen können), fokussieren wir dazu auf die Eröffnung ausgewählter Geistervorlesungen.<sup>20</sup> Wir wollen anhand der Vorlesungseröffnungen zunächst zeigen, wie sich der Hörsaal in seiner Relevanz als Interaktionsraum bemerkbar macht – paradoxerweise also genau dann, wenn er diese Funktion offensichtlich verloren hat. Es kann sehr gut sein, dass sich dieser Effekt tatsächlich nur in der von uns dokumentierten Ausnahmesituation (und auch dabei nicht in allen Fällen) zeigt. Aber es kommt unter diesen speziellen Bedingungen des Übergangs zur Nutzung des Hörsaals als Aufnahmeort etwas an die Oberfläche des Hör- und Sichtbaren (wie die berühmte Spitze des Eisbergs), das ansonsten unter der Selbstverständlichkeit der Vorlesungsroutinen häufig verborgen bleibt: die enge Verbindung zwischen der Praxis des Vorlesens und dem dabei und dafür vorausgesetzten Publikum. Im Hörsaal manifestiert sie sich

---

**20** Wir stützen uns dabei auf eine ausführliche Feinanalyse von insgesamt vier Lehrveranstaltungen mit jeweils mehreren Vorlesungen (aus dem Zeitraum März bis April 2020), die wir u. a. nach Kriterien von minimaler und maximaler Kontrastivität ausgewählt haben, ohne dass wir mit diesen Daten einen Anspruch auf Verallgemeinerbarkeit verbinden. In zwei Fällen mussten wir uns auf die von MELS hergestellten Aufzeichnungen dieser Vorlesungen beschränken, in den anderen zwei Fällen konnten wir zusätzlich auf eigene Aufnahmen zurückgreifen. In den folgenden Darstellungen greifen wir gezielt auf solche Beobachtungen zurück, die für unsere Fragestellung unmittelbar relevant sind, ohne dass wir die Analysen selbst vorführen können. Wir danken den beteiligten Kollegen sehr herzlich für die Unterstützung unserer Forschungen – sie ist gerade in Zeiten wie denen, in denen diese Daten entstanden sind, alles andere als selbstverständlich!



insbesondere in den ansteigenden Sitzreihen – auch und gerade wenn sie leer bleiben und es ‚nur‘ um die Aufzeichnung einer Sendung geht (s. u. 4.1, *Wenn der Hörsaal leer bleibt*).

Wie insbesondere unsere eigenen zusätzlichen Aufnahmen der Vorlesungseröffnungen zeigen, ist diese Verbindung zwischen dem Vorlesenden und seinem Publikum nicht von der körperlichen Inanspruchnahme der Hörsaalarchitektur durch den\*die Dozierende\*n abzutrennen. Es geht dabei nicht nur um die Emergenz der Interaktionsarchitektur in einer sozialen Situation (s. o. 2). Körperlichkeit im Vollsinn menschlicher Sensorik und Motorik (des und der Vorlesenden, aber übrigens auch der Zuhörenden und Zuschauenden) ist selbst eine nicht zu vernachlässigende Manifestation von Wissen(schaft)skommunikation. Es gibt Formen der Verkörperung einer spezifischen Vorlesungs-Anwesenheit, die auf Seiten des/r Dozierenden speziell bei der Vorbereitung der Eröffnung, die in den Podcasts in vielen Fällen ausgespart bleibt, zum Ausdruck kommen, wie wir u. a. an unseren eigenen Erhebungen auf exemplarische Weise zeigen wollen (s. u. 4.2, *Verkörperung von Vorlesungs-Anwesenheit*).

#### 4.1 Wenn der Hörsaal leer bleibt

Wenn der Hörsaal leer bleibt, ist die in ihm gehaltene Vorlesung davon abhängig, dass sie aufgezeichnet und übertragen wird, damit sie rezipiert werden und als Kommunikation ankommen kann. Dass dieser Übergang von einer Versammlung unter Anwesenden zur gesendeten Kommunikation im Hörsaal nicht bruch- und kommentarlos vonstatten geht, belegt unser erstes Beispiel, mit dem wir uns in den Beginn des Podcasts einer Mathematikvorlesung einblenden. Wenn man das Video startet, erhält man nach ca. fünf Sekunden, nach dem u. a. das Logo der Universität Zürich vor einem schwarzen Hintergrund eingeblendet worden ist, ein Standbild, das für weitere fünf Sekunden stehen bleibt und die Bezeichnung und das Datum der Vorlesung sowie den Namen und Titel des Vorlesenden enthält. Mit dem Standbild werden also genau jene Informationen gegeben, die ansonsten mit dem Eintreffen und Sich-Versammeln im Hörsaal bereits als gesichert gelten können. Auf der anschliessend anlaufenden Aufzeichnung sehen wir zunächst einen Ausschnitt des Hörsaalpodiums und kurz später den Dozenten, wie er von der Seite kommend den Zwischenbereich zwischen der Tischreihe auf dem Podium und den ersten Sitzreihen betritt. Einen Augenblick später, noch in der Gehbewegung und ohne erkennbare Anzeichen dafür, dass er dort angekommen ist, wo er ankommen möchte, beginnt der Dozent zu sprechen:



Abb. (5): Transkript mit Standbild: Erste Worte

01 **mein** gott ist das erSCHLAgend (--)<sup>21</sup>

Es handelt sich offenkundig nicht um eine Begrüßung, sondern um einen aus-rufähnlichen, situationsreflexiven Kommentar des Dozenten zu seinem momen-tanen Erleben (Ausdruck von „Expressivität“: „sekundäre Interjektion“), der eine Art lautes Denken suggeriert. Damit stimmt überein, dass der Dozent nach wie vor am (Weiter-)Gehen, also offenbar noch nicht angekommen ist, und dass er die Hände in den Hosentaschen hat, diese also (noch) nicht für Gestik zur Ver-fügung hat. Die Vorlesung hat offenbar noch nicht angefangen. Jedenfalls hat der Dozent noch keine Hinweise gegeben, dass er den Anfang ‚als Anfang‘ markiert. Kommentar, Bewegung und Haltung (Hände in den Taschen) lassen vielmehr auf eine Vorphase der Vorlesungseröffnung schliessen.

Dabei ist der Blick, so weit man das auf der Grundlage der Aufzeichnung vor allem aus der Kopfhaltung erschliessen kann, auf die aufsteigenden Sitzreihen im Hörsaal gerichtet, also auf die andere Seite, die für die Rezipienten und Stu-dierenden, das Publikum der Vorlesung vorgesehen ist. Der Kommentar bezieht sich also wohl auf das, was gerade zu sehen bzw. eben nicht zu sehen ist: die, wie wir wissen, leeren Ränge des Hörsaals, die gähnende Leere der Hörsaalreihen; das mobiliare Versprechen eines Publikums (Auditoriums), das in diesem Fall auf radikale Weise uneingelöst bleibt – und den Dozenten „erschlägt“.<sup>22</sup> Noch bevor die Vorlesung als eröffnet gelten kann, ragt so die aktuelle Situation der Vorle-sung im (leeren) Hörsaal ins Zentrum. Es sind offensichtlich die leeren Sitzreihen, die das Fehlen des Publikums unübersehbar machen und damit ein wesentliches Element der Hörsaalarchitektur sozusagen in seiner Funktionalität umschlagen lassen: Die aufsteigenden Sitzreihen, in denen niemand Platz genommen hat, machen die Vorlesung gewissermassen erst zur „Geister-Vorlesung“, weil sie

<sup>21</sup> Fettdruck markiert den Moment im Transkript, den das Standbild fixiert. Die Transkription folgt den Konventionen von GAT2 (Seltling & et al 2009). Die Standbilder wurden aus Daten-schutzgründen mit einem Filter bearbeitet.

<sup>22</sup> Der Podcast von der Vorlesung zeigt uns diese *andere Seite* (das, was der Dozent offenbar gerade sieht) nicht, s. dazu aber u. Abb. (9) zur Illustrierung.

nicht die Bedingung der Sendung der Aufzeichnung fokussieren (wie das die Innenarchitektur eines Fernsehstudios bewirkt), sondern die Abwesenheit eines Publikums und damit das Fehlen einer Bedingung der Interaktion im Hörsaal. Es ist von daher in einem gewissen Sinn nur folgerichtig, wenn der Dozent nicht mit einer Begrüssung, sondern mit einem auf sein eigenes Erleben bezogenen Kommentar beginnt, der selbst eben nicht die Aufnahmesituation und damit eine Bedingung der Sendung in den Mittelpunkt stellt (wie das z. B. in einem der in Hausendorf 2012 dokumentierten Beispiele der Fall ist), sondern die Situation, bei der Vorlesungseröffnung alleine im Hörsaal zu sein!

Tatsächlich bestätigt der weitere Verlauf die aus den ersten Worten ersichtliche Richtung der Kommentierung, bevor dann tatsächlich die Eröffnung in Form einer Begrüssung erfolgt. Wir geben etwa die erste Minute wieder. Der Dozent verändert während dieser Worte seine Positionen auf dem Podium, wie auf der folgenden Skizze zu sehen ist:

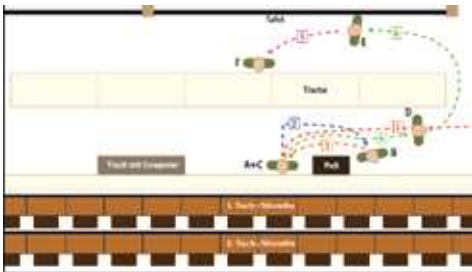


Abb. (6) Skizze: Laufwege und Positionierungen des Dozenten auf dem Podium<sup>23</sup>

Der Dozent nimmt insgesamt vier Positionen mit kurzer Verweildauer ein (A–E auf Abb. 6), wobei er zu der zuerst eingenommenen Position noch einmal zurückkehrt (A+C). Nicht alle diese Positionen sind offenbar als *lecture(r) position* gleichermaßen geeignet, wie aus dem hervorgeht, was der Dozent sagt und wie er sich dabei präsentiert. Das veranschaulichen die folgenden Abbildungen zu den jeweils eingenommenen Positionen:

<sup>23</sup> Diese und die folgenden Skizzen sind im intensiven Austausch mit Andi Gredig (Deutsches Seminar der Universität Zürich) entstanden, der die graphische Umsetzung realisiert hat.

**Abb. 7 (A–G):** Standbilder, Transkription, Skizze: Laufwege, Rede und Präsentation des Dozenten auf dem Podium



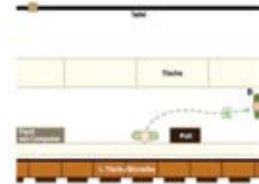
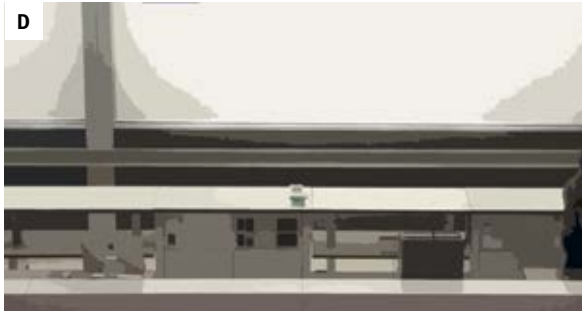
01 mein gott ist das erSCHLAgend (--)  
**vor so einem** lör (.)  
 leeren hōrsaal (--)  
 zu stehen und da vorne in ein blinkendes  
 lÄmpchen (---) zu reden,



02 keine **ahn**ung ob mich jemand SIEHT oder hōrt, (---)  
 03 ich (-) hoffe ich HOFFe das mal, (---)



- 04 u:nd möcht sie daher **LIVE**, (---)  
 05 dann für sie zeit be verSETZT (-) vIrtuell (--) begrüßen  
 (---)  
 06 ÄH::- (---)



- 07 halLO zusammen, (---)  
 08 I:CH-  
 09 2.0)





10 werde jetzt versuchen (--)**IHN**en (-) **ih**nen die:: (-) **geheim-**  
 nisse der (.) funktIOn(en)folgen (-) weiter näher zu  
 bringen,

Diese Eröffnung, die damit beginnt, dass der Dozent nach vorne geht und sich in eine Position unmittelbar vor die Begrenzung des Podiums begibt (Position A), von der aus er dann wieder ‚zurück‘ geht, und die damit endet, dass er die Tafel hochschiebt und ein Stück Kreide aus der Schachtel auf der Tischreihe vor der Tafel nimmt (Position E), gibt Anlass für eine Reihe von Bemerkungen.

Zunächst erweist sich, wie schon bemerkt, die Hörsaalarchitektur mit den leeren Sitzreihen in Blickrichtung des Dozierenden als Grund für einen Eröffnungsvorlauf (*pre-beginning*). Es ist der „leere Hörsaal“, den der Dozent explizit thematisiert, während er sich vorne an der Begrenzung des Podiums positioniert, um eine erste etwas dauerhafter eingenommene Position einzunehmen, von der aus gesehen er sich in besonderer Weise der Leere der direkt vor ihm liegenden Sitzreihen aussetzt. Dabei hat er nach wie vor die Hände in den Hosentaschen. Offenkundig befindet er sich (noch) nicht in der *lecture(r) position*, sondern in einer Art vorläufiger Kommentarpotion, von der aus er wie von aussen auf die Situation blickt und innerhalb derer er dann dazu übergeht, eine Bedingung der Sendung zu thematisieren: das „blinkende Lämpchen“, das in der gleichen Blickrichtung liegt wie die Sitzreihen. Der Dozent befindet sich damit, zugespitzt gesagt, in einer *double bind*-Situation, weil ihn die Wirklichkeit der Sendungskommunikation mit der aufzeichnenden Kamera immer wieder dazu zwingt, sich der Wirklichkeit des leeren Hörsaals auszusetzen, die das – für die Sendungskommunikation letztlich irrelevante (und in der Sendung auch tatsächlich nicht sichtbar gemachte) – Fehlen eines Publikums für den Dozenten immer wieder unübersehbar und jedenfalls sehr schwer ignorierbar macht.

Unsere eigenen Aufzeichnungen von Geistervorlesungen erlauben es – wenn auch am Beispiel anderer Hörsäle und anderer Vorlesungen (auf die wir noch

zurückkommen, s. u. 4.2)<sup>24</sup> –, die Evidenz des fehlenden Publikums, die durch die leeren Sitzreihen unübersehbar gemacht wird, aus der Perspektive des Dozierenden zu illustrieren. Die Abbildungen (8) und (9) geben jeweils den Moment der ersten Grussworte wieder:



**Abb. (8):** Das Fehlen des Publikums: Soziologie-Vorlesung



**Abb. (9):** Das Fehlen des Publikums: Vorlesung Literaturwissenschaft

Das Nebeneinander der leeren Hörsäle illustriert zugleich, dass die Evidenz der leeren Sitzreihen natürlich mit der Grösse des Hörsaals zunimmt. Abb. (8) zeigt einen Hörsaal mit 371 Plätzen, Abb. (9) einen Hörsaal mit 80 Plätzen, und der Hörsaal, in dem die Mathematikvorlesung (vgl. Abb. (5)) stattfand, hat 284 Plätze. Daneben spielen natürlich auch andere bauliche Faktoren (wie etwa der Grad des Ansteigens der Sitzreihen) eine Rolle, die z. T. mit der Grösse des Hörsaals korrelieren.

Unter dem Stress, eine Vorlesung vor den aufsteigenden Reihen leerer Sitzbänke und im dauerhaften Angesicht dieser Leere zu halten, wählt der Dozent der Mathematikvorlesung zunächst die Strategie der situationsreflexiven Kommentierung, in der er von der Hörsaal- zur Sendungskommunikation übergeht und mit der blossen Unterstellbarkeit eines (mit-)sehenden und (mit-)hörenden Publi-

<sup>24</sup> Aus praktischen Gründen konnten wir nicht alle Geistervorlesungen mit unseren eigenen Aufzeichnungsmethoden dokumentieren.

kums eine weitere Bedingung der Sendungskommunikation thematisiert („keine ahnung ob mich jemand sieht oder hört“, s. o. Abb. 7, Zeile 02), die im Moment der Produktion grundsätzlich ausser Reichweite der Akteure liegt und jedenfalls in der Situation selbst nicht bearbeitet werden, sondern nur vermutet, unterstellt, erwartet und erhofft werden kann. Damit kommt eine latente Paradoxie der gesendeten Kommunikation an die Oberfläche des Gesagt-Gehörten; sie besteht darin, dass in der gesendeten Kommunikation eine Bedingung dieser Kommunikation laufend unterstellt werden muss, die im Moment der Kommunikation selbst nicht kontrolliert und auch nicht sichergestellt werden kann: dass (später oder zeitgleich: „live“, s. u.) auch gesehen, gehört oder sonstwie empfangen wird. Als Ausweg wählt der Dozent dann eine seit langem in den Funkmedien etablierte Strategie der Entparadoxierung: die Übernahme eines Begrüßungsrituals aus der face-to-face Kommunikation vor vollem Hörsaal, mit der eine Situation der Wahrnehmungswahrnehmung kontrafaktisch unterstellt wird. Diese kontrafaktische Unterstellung kommt in diesem Beispiel besonders anschaulich dadurch zur Geltung, dass der Dozent die Fragilität dieser Unterstellung unmittelbar zuvor selbst explizit thematisiert hatte. Die Begrüßung bekommt damit den Charakter einer Als-ob-Handlung: Der Dozent tut so, als würde er davon überzeugt sein, gehört und gesehen zu werden. Das Bewegungsverhalten unterstützt diesen Übergang von der Kommentierung zur Als-Ob-Handlung, indem der Dozent abgestimmt auf die Begrüßung wieder in seine vorherige Position zurückkehrt und die Hände aus den Taschen nimmt und in einer weit ausladenden Geste ausbreitet. Die Position vor der Begrenzung erweist sich damit (und vorläufig) als *greeting position* für die Aufzeichnung der Vorlesung.

Dabei ist allerdings zu beachten, dass der Dozent sein Begrüßungsritual an die bestehende Situation der Sendungskommunikation anpasst, genauer gesagt, offenbar mit einigem Formulierungsaufwand und Selbstreparaturen dabei ist, eine angemessene Begrüßungsformel zu produzieren (s. den Übergang von „live“, mit einiger Emphase gesprochen und gestisch expressiv begleitet, zu „zeitversetzt“ und „virtuell“), womit die kontrafaktische Unterstellung von Rezeption mehr und mehr zurückgenommen wird. Dabei produziert er zunächst – vorlesungstypisch – eine performative Begrüßung, die nicht auf die Etablierung einer konditionellen Relevanz des Zurückgrüßens ausgerichtet ist (Hausendorf 2012), um dann nach einem Verzögerungssignal und nachdem er sich wieder aus dem Bild begeben hat (um an die Tafel zu kommen), noch eine direkte Begrüßung anzuhängen: „hallo zusammen“. Indem er sich von der Kamera wegdreht und aus dem Off spricht, redet er nicht mehr „zu dem lämpchen“ (s. o.), sondern in ein kommunikatives Niemand- bzw. Überallland: Die Begrüßung verpufft einerseits, bleibt aber andererseits hörbar in der „Öffentlichkeit“ der Aufnahmesituation (vgl. dazu auch Hochuli 2019: 437–438). Sie wird jedenfalls in ihrer Relevanz



stark herabgestuft und wirkt vor dem Hintergrund des situationsreflexiven Kommentars wie ein Eingeständnis in die medientechnische Aporie der Situation, weil die Suggestion einer Wahrnehmungswahrnehmung, die mit der direkten Begrüßung verbunden ist (\*ich manifestiere sprachlich, dass ich sehe, dass Ihr mich seht), dadurch konterkariert wird, dass der Sprecher die Unterstellung von Blickkontakt auflöst, indem er sich schon vor der Begrüßung abwendet (und z. B. nicht wartet, bis er wieder in einer Frontalposition angekommen ist). Wie sich im weiteren Verlauf zeigt, verbindet der Dozent den Einstieg ins Thema dann mit dem Einnehmen einer Position vor der Tafel, dem Manipulieren der Tafel (Position D) und dem Ergreifen der Kreide (Position E). Man kann dem entnehmen, dass die *lecture(r) position* durch die Möglichkeit des Tafelanschriebs zumindest mitbestimmt wird, wenn sie dadurch offenbar auch nicht als fixe Position determiniert ist.

Bemerkenswert ist, dass der Dozent bei seinem Einstieg ins Thema einen pragmatisch auf den ersten Blick nicht verständlichen Extraaufwand treibt, indem er bei der Adressierung des Publikums („ich werde jetzt versuchen ihnen ihnen die geheimnisse der ...“) die Anredeform („ihnen“) sprechsprachlich durch Betonung und Wiederholung und zudem durch eine wiederholte Geste in Richtung Sitzreihen mit deutlichem Aufwand hervorhebt. Als direkte Adressierung macht dieser Aufwand keinen Sinn, weil es z. B. keine andere Gruppe oder Einzelne gibt, die mit dieser Adressierung von anderen möglichen Zuhörenden und -sehenden identifiziert werden könnten. Als Reminiszenz an den ausgebauten situationsreflexiven Einstiegscommentar erschliesst sich dieser Aufwand dagegen sofort: Der Dozent kontextualisiert seine Adressierung so, dass sie die zuvor inszenierte Künstlichkeit der Situation in den Vordergrund kommen lässt. Darin steckt erneut eine Relevanzhochstufung der Situation im (leeren) Hörsaal (was die Zuwendung zu den Sitzreihen mit Körperdrehung und expressiver Gestik unterstreicht); unter den Bedingungen der gesendeten Kommunikation ist die Adressierung völlig unproblematisch. Unter Absehung von diesen Sendungsbedingungen erscheint die Adressierung des Publikums vor leeren Rängen dagegen als künstlich und lächerlich. Insofern trägt auch noch der Einstieg in die Thematik die Spuren einer hoch paradoxen Eröffnung, in und mit der sich der Dozent offensichtlich noch nicht von den Zugzwängen der Hörsaalarchitektur zugunsten der Zugzwänge der gesendeten Kommunikation freimachen kann.

Das ändert sich im Verlauf der weiteren Geistervorlesungen. Wenn wir uns der 2. Geistervorlesung desselben Dozenten zuwenden, ist zunächst zu konstatieren, dass er mit dem Beginn der Aufzeichnung im Bild ist und dabei (s)eine Position zwischen Tafel und erster Tischreihe eingenommen hat, von der aus er das Publikum unmittelbar mit Beginn der Aufzeichnung begrüßt:



**Abb. 10:** Standbild und Transkript: Begrüssung 2. Geistervorlesung

01 ich (--) be**grü:s**se die leere menge hier im (--) hörSAAL?  
 02 (1.4)  
 03 ähm  
 04 (2.3)  
 05 und werd wieder (-) so eine geistervorlEsung HALten?

Während seiner Eröffnung behält der Dozent die Position zwischen der Tafel und der ersten Tischreihe bei und wechselt dabei lediglich zwischen zwei eng beieinander liegenden Standpunkten. Die Begrüssung erfolgt ohne vorlaufenden situationsreflexiven Kommentar. Aber: der situationsreflexive Kommentar ist (wie zum Abschluss der Eröffnung in der ersten Vorlesung) eingebaut in die Begrüssung, wenn der Dozent nicht etwa seine Zuhörer\*innen und Zuschauer\*innen vor den Bildschirmen begrüsst, sondern die „leere menge hier im hörsaal“. Damit thematisiert er erneut nicht die gesendete Kommunikation, sondern die aktuelle Situation des Haltens der Vorlesung im Hörsaal – ohne dabei so zu tun, als ob die Zuhörenden und Zuschauenden anwesend wären. Stattdessen wird ein Begrüssungshybrid produziert, der im Ausdruck „leere menge“ kulminiert und der wohl eine Art (Mathematiker-)Witz darstellt, wenn man weiss, dass es in der Vorlesung auch um „leere Mengen“ geht. Der Dozent adressiert jedenfalls eine Gruppe, die es so nicht mehr gibt: Weder sind die Zuhörenden und Zuschauenden vor den Bildschirmen eine „leere menge hier im hörsaal“, noch gibt es „hier im hörsaal“ eine „menge“, die adressiert werden könnte. Die Begrüssung ist also ein (sehr passender) situationsreflexiver Kommentar auf die medialen Aporien der Kommunikationssituation. Die Geistervorlesung, von der dann gleich in der Eröffnung auch ausdrücklich die Rede ist (s. u.), erweist sich als Hybrid zwischen gesendeter Kommunikation und Als-Ob-Kommunikation im Hörsaal selbst. Anders gesagt: Es ist die paradoxe Situation im (leeren) Hörsaal, die an dieser Stelle gesendet und

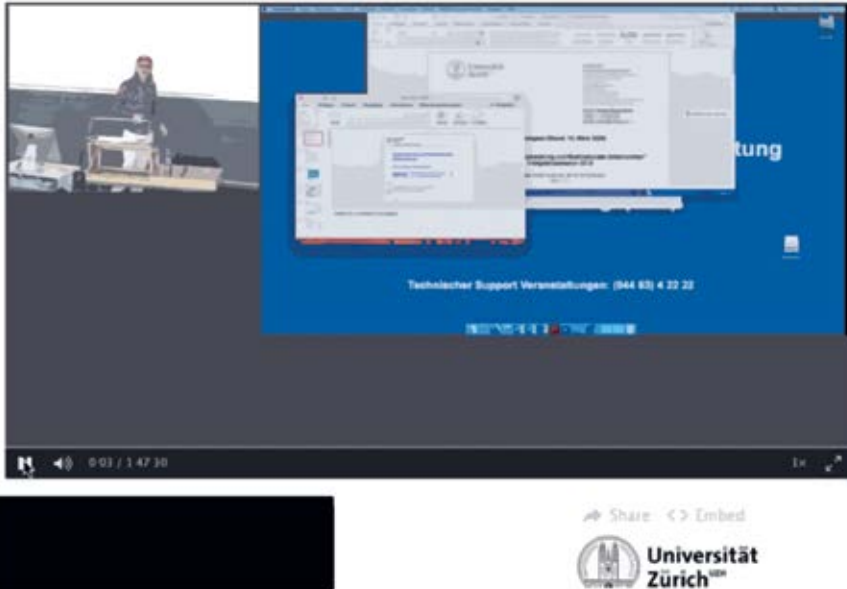
übertragen wird – und der der Dozent auch in dieser Form der Begrüßung noch verhaftet bleibt. Noch in dem Moment, in dem der Hörsaal als Versammlungsort durch die Sendung entwertet wird, bleibt er doch als solcher noch in Kraft. Freilich kann er nur in den Reflexen und Spuren präsent bleiben, die er in der gesendeten Kommunikation hinterlässt und die nicht nur – trivialerweise – darin bestehen, was noch davon zu sehen ist, sondern – interessanterweise – gerade in dem, was nicht (mehr) davon zu sehen ist: die leeren Bankreihen, denen sich der Dozent gegenüber sieht und die er in seiner Begrüßung auf eine unüberhörbare Weise als relevant hervortreten lässt.

Bereits im Ausdruck „Geistervorlesung“, den wir schon eingangs zitiert haben und den der Dozent zu Beginn seiner Eröffnung selbst verwendet, steckt die bei der Analyse der Eröffnungen herausgearbeitete Aporie: Tatsächlich handelt es sich ja keineswegs um „Geistervorlesungen“, wenn man an die gesendete Kommunikation denkt. Nach dem, was man wissen kann, sind die aufgezeichneten Vorlesungen von den Teilnehmer\*innen problemlos empfangen, gesehen und gehört worden. Sie haben also sehr reale Zuhörer- und Zuschauer\*innen aus Fleisch und Blut, jedenfalls keine Geister. Um eine „Geistervorlesung“ handelt es sich allenfalls, wenn man an die Produktion der Vorlesung im Hörsaal vor leeren Rängen denkt – und davon abstrahiert, dass diese Vorlesung nicht nur vor leeren Rängen, sondern auch vor einer angeschalteten Kamera und für die eingeschaltete Kamera gehalten wird. Insbesondere wendet sich die Vorlesung offenkundig nicht an die leeren Ränge. Dass der Vorlesende gleichwohl nicht umhin kann, sich immer wieder diesen leeren Rängen zuzuwenden, wenn er sich im Hörsaal der Kamera zuwendet, belegt die Aporie, die der Ausdruck „Geistervorlesung“ auf eine für die Beteiligten offenbar griffige Formel bringt.<sup>25</sup> Für uns dokumentiert der Ausdruck die Relevanz der Hörsaal-Architektur: es sind die Ränge der aufsteigenden Sitzreihen als wesentlicher Bestandteil, die offenbar auch dann nicht, genauer gesagt, gerade dann nicht übersehen werden können, wenn sie leer sind.

Die Relevanz der Hörsaal-Architektur tritt im ausgewählten Fall sehr ausgeprägt hervor, zeigt sich aber in unseren Daten auch in anderen Fällen immer wieder. Z. B. begrüßt ein Dozent sein Publikum zu einer sozialwissenschaftlichen Vorlesung mit den Worten:<sup>26</sup>

<sup>25</sup> Womöglich haben wir es hier mit einer Analogiebildung zu einem verbreiteten Wortbildungsmuster zu tun, das schon früh mit Bezug auf die Übertragung von Fussball- oder Eishockeyspielen vor leeren Rängen zum Ausdruck „Geisterspiele“ geführt hat.

<sup>26</sup> Aus Platzgründen beschränken wir uns auf die Analyse des Wortlauts der Begrüßung, obgleich die aufgezeichnete Sendung von ihrer Gestaltung der Bildfläche (s. u. Abb. (11) sehr interessant ist: Der Dozent im Hörsaal nimmt nur etwa ein Zehntel der Bildfläche ein und tritt deutlich hinter die Mitübertragung der Bildschirmpräsentation zurück – die gesendete Kommu-



**Abb. (11):** Standbild und Transkription Begrüssung zur Geistervorlesung: Sozialwissenschaftliche Vorlesung

- 01 SO meine (-) damen und herren ich begrüss sie (.) zu unserer  
 heutigen veranstaltung,  
 02 dies ist die (-- ERste veranstaltung die als (.) reine  
 podcast aufzeichnung (.) durchgeführt wird,  
 03 das heisst im moment bin ich (.) alleIne im hörsAAL (.) äf  
 hundert vier,  
 04 u:nd es sind keine (.) weiteren studIERenden, (-)  
 05 gleichwohl begrüss ich sie aber (.) zu HAUse (.) wenn sie  
 (.) diese vorlesung verfolgen,  
 06 wir (-) jetzt natürlich eine neue (.) situaTION auf die wir  
 uns einstellen müssen,  
 07 und wir werden jetzt eben (-) sukzesSIVE podcasts produzie-  
 ren,  
 08 ich werde (-) HEUte (.) also am sechzehnten märz (-- äh:m  
 jetzt mit der ähm (.) veranstaltung (-) äh:m nummer ACHT  
 fortfahren (.) und äh- (.)

nikation tut also viel dafür, den Hörsaal als letztlich irrelevante Kulisse der Vorlesung zu behan-  
 deln. Die Angabe des Veranstaltungstitels (u. links) wurde aus Datenschutzgründen abgedeckt.

Der Dozent startet mit einer performativen Begrüßung „zur heutigen Veranstaltung“, um unmittelbar darauf hinzuzufügen, dass diese Veranstaltung die erste Veranstaltung ist, die als „reine podcast aufzeichnung durchgeführt wird“. Damit wird als erstes eine Bedingung der gesendeten Kommunikation thematisiert, die das Publikum (nachträglich) als Publikum einer Sendung adressiert. Freilich geht auch das – wie schon in der Mathematikvorlesung – nicht ohne einen situationsreflexiven Kommentar ab, mit dem der Dozent einen Aspekt der Produktion der Sendung thematisiert, der sich auf die Abwesenheit weiterer Personen und insbesondere „weiterer studierender“ bezieht und zugleich markant den Raum hervorhebt („alleine im hörsaal f 104“). Es ist (wieder) der leere Hörsaal, der sich auch in dieser Vorlesungseröffnung im Medium der Sprache als Situationskommentar bemerkbar macht. Der Hörsaal, der als Versammlungsraum für die gesendete Kommunikation irrelevant ist und im vorliegenden Fall auch durch die Bildschirmgestaltung nur sehr reduziert noch ins Bild gerät, wird im hörbaren Kommentar gleichwohl vernehmbar. Wir werten sie als Zeichen der andauernden Wirkkraft der Hörsaalarchitektur, die sich hier sozusagen gegen die Instrumentalisierung des Hörsaals als Aufzeichnungsstudio durch den Dozenten Gehör verschafft. Man kann daran ermessen, wie sehr der Hörsaal – bei aller Kritik als (vermeintliche) Interaktions*verhinderungs*architektur (s. o. 1) – eben auch und sogar gerade dann als Interaktionsraum präsent ist, wenn er diese Funktion durch den Ausschluss von Anwesenheit verloren hat und der Dozent deshalb nicht auf seine üblichen Routinen der Vorlesungseröffnung zurückgreifen kann.

Es wirkt wie eine Art letztes Aufbäumen der Hörsaalarchitektur als Raum einer Versammlungsoffenheit Anwesender, das offenbar kaum oder schlecht ignoriert werden kann, aber gleichzeitig auch bekämpft und unterdrückt werden muss, wenn der Dozent im weiteren Verlauf der Eröffnung das Publikum noch einmal explizit begrüßt – und zwar ausdrücklich als ein räumlich disloziertes Publikum, das nicht im Hörsaal, sondern womöglich „zu hause“ ist, wenn es „diese vorlesung verfolg[t]“. Diese Struktur des Hin- und Herpendelns zwischen Sendungskommunikation und Produktion der Vorlesung im Hörsaal wiederholt sich unmittelbar im Anschluss noch einmal, wenn der Dozent wieder zunächst situationsreflexiv auf den Gewöhnungsbedarf der „situation“ verweist („[...] eine neue situation auf die wir uns einstellen müssen“), um dann gewissermassen ein für alle Male festzustellen, dass wir „eben sukzessive podcasts produzieren“ werden, womit der Übergang zur Sendungskommunikation auch projektiv festgehalten wird.

Eine ähnliche Struktur zeigt sich auch bei der Eröffnung der nächsten Geistervorlesung durch denselben Dozenten:

Beispiel (1): Transkription: Eröffnung der 2. Geistervorlesung (sozialwissenschaftliche Vorlesung)

- 01 SO: meine damen und herren (-) begrüß sie heute zu unserer  
 (-) zweiten (.) veranstaltung die wir ähm auf podcast auf-  
 nehmen,  
 02 ich bin wieder im hörSAAL (.) im unizentrum- (--)  
 03 und mit mir (-) ist NIEMand sonst im raum,  
 04 äh:m wir waren (.) beim letzten mal STEHen geblieben (-) in  
 der vorlesung Acht (.) wo es um den abschnitt akteure und  
 INSTitutionen geht und da (.) haben wir begonnen (.) mit den  
 (.) multinationalen (-) unternehmen,  
 05 wenn wir uns das im proGRAMM ansehen?

In der Begrüßung zeigt sich sehr anschaulich der Übergang zur Sendungskommunikation, insofern der Anlass, zu dem begrüßt wird, von vornherein als „zweite Veranstaltung die wir auf podcast aufnehmen“ definiert wird. Damit ist im Grunde alles gesagt, und es könnte dort weitergehen, wo „wir [...] beim letzten mal stehen geblieben [waren]“. Dazwischen schiebt sich aber erneut ein situationsreflexiver Kommentar, in dem überdeutlich die nicht mehr gegebene Funktionalität des Hörsaals als Interaktionsraum thematisiert wird: Es wird also nicht nur der Ort der Aufzeichnung identifiziert („im hörsaal im unizentrum“), sondern auch darauf hingewiesen, dass „niemand sonst [mit mir] im raum [ist]“. Kontextlos könnte man daraus schliessen, dass dieser Kommentar einer Versicherung gleichkommt, zu der sich der Dozent aufgrund einer möglicherweise diesbezüglich skeptischen Zuhörerschaft veranlasst sieht. Wir sehen als Kontext, der durch diesen Kommentar aufscheint, die Unmöglichkeit der Interaktion im Raum aufgrund fehlender weiterer Personen – im Hörsaal ist diese Abwesenheit offenbar (anders als im Studio) nicht (leicht) ignorierbar, eben weil er in Gestalt der aufsteigenden Sitzreihen (die wir als Zuschauer nicht zu sehen bekommen) dem Dozenten immer wieder vor Augen steht. Man halte sich, um diesen Effekt gebührend würdigen zu können, die Architektur eines Aufnahmestudios vor Augen, das (von wiederum sprechenden Fällen der Einladung von Zuschauer\*innen in die Sendung abgesehen) kein Ort einer Versammlungsöffentlichkeit ist (sondern z.B. ein hermetisch abgeriegeltes Tonstudio).

## 4.2 Die Verkörperung von Vorlesungs-Anwesenheit

Wir wollen abschliessend noch darauf eingehen, dass sich im leeren Hörsaal die Interaktionsarchitektur des Hörsaals nicht nur durch situationsreflexive Kommentare zum Status der Vorlesung, also sprachlich, bemerkbar macht, sondern auch in der Multimodalität der Präsenz der Dozierenden, mit der sie sich insbesondere das Podium als Bühne aneignen. Auch im leeren Hörsaal zeigt sich eine Verkörperung von so etwas wie „Vorlesungs-Anwesenheit“, wie wir im Folgenden zeigen wollen.<sup>27</sup> Wir konzentrieren uns dazu auf die Vorbereitung der Vorlesungsöffnung (die in der gesendeten Kommunikation in der Regel nicht (mehr) auftaucht). Unsere eigenen Aufzeichnungen stammen von zwei, manchmal auch drei Kameras, die – unabhängig von der Kamera von MELS, mit der die Vorlesung für die Produktion des Podcast gefilmt wird – in den hinteren Reihen des Hörsaals jeweils seitlich und zusätzlich vorne und im Rücken des Dozierenden platziert worden sind.

Es ist nicht trivial, dass der Moment der Begrüssung einer speziellen Vorbereitung bedarf. Sie wird teils durch die Möblierung des Podiums unterstützt und manifest, teils durch Technik und Ausstattung. Mit dem „Redner-Pult“ fixiert und definiert das Podium eine herausragende *lecture position*. Mit dem Pult wird ersichtlich, dass die Vorlesung nicht von irgendwo ‚vorne‘ gehalten wird, sondern von einer Position aus, die zunächst erreicht und eingenommen werden muss. Das ist nicht so trivial, wie es klingen mag. Der Dozent betritt mit dem Umkreis des Pultes (s. noch u.) einen klar definierten fokalen Brennpunkt (wie man im Anschluss an J. Streeck Ausdruck der „fokalen Zone“ (Streeck 1983) vielleicht sagen könnte), mit dessen Aktivierung durch Betreten der Grad an Unterstellbarkeit von Aufmerksamkeit markant zunimmt. Das Betreten der Pultzone als *lecture(r) position* (s. noch u.) ist deshalb ein starkes Signal, dass es bald („jetzt“!) losgehen wird – sowohl im voll besetzten als auch im leeren Hörsaal.

---

<sup>27</sup> Mit Blick auf die von M. Prinz in seinem Beitrag vorgeschlagene Systematik der Manifestationen von Wissenschaft wollen wir damit explizit den Körper ins Zentrum rücken; die Praxis des Vorlesens (und übrigens auch die des Zuhörens und Mitschreibens) manifestiert sich u. E. auch in spezifischen Kulturen körperlicher Präsenz, zu der nicht nur Stimme, Gestik und Blickverhalten des Redners gehören (die in der Rhetorik viel Aufmerksamkeit gefunden haben), sondern auch das Gehen und Sich-Hinstellen auf dem Hörsaalpodium – in Abhängigkeit von dessen Interaktionsarchitektur. Wie sehr das auch für die Zuhörenden gilt, belegen eindrucksvoll die engen Sitzreihen, die den Bewegungsfrei- und -spielraum massiv einschränken und ein hohes Mass an Disziplinierung voraussetzen (vgl. dazu am Beispiel der Einführung von „Schülerbänken“ von Stechow 2015). Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Betonung der Multimodalität der Vorlesung im Beitrag von M. Prinz in diesem Heft und die dort angegebenen Literaturhinweise.

Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass dieses *pre-beginning* in der gesendeten Kommunikation (anders als im Hörsaal unter Anwesenden) durch das Publikum nicht mitwahrgenommen und beobachtet werden kann. Die Übertragung der Geistervorlesungen findet in den von uns dokumentierten Fällen zudem nicht in Echtzeit statt. Es gibt also weder einen Gong, noch findet die Veranstaltungsaufzeichnung unter den Bedingungen einer „live“-Aufzeichnung statt, so dass sich die Zuschauer- und Zuhörerinnen der Sendung nicht zu einer bestimmten, vorab definierten Uhrzeit vor ihrem Bildschirm einfinden müssen, wenn sie der Veranstaltung von Beginn an beiwohnen wollen. Der Zeitpunkt der Vorlesungseröffnung muss deshalb anderen und eigenen Relevanzen des Dozenten (und der Aufzeichnungsvorbereitung durch MELS und das Projektteam) folgen. Das zeigt sich zu Beginn einer der von uns aufgezeichneten geisteswissenschaftlichen Vorlesungen sehr anschaulich, wenn der Dozent, nachdem die Präsentation bereits bereit ist und die erste Folie projiziert worden ist und die weiteren Vorbereitungsaktivitäten offenbar abgeschlossen sind, noch im fokalen Abseits ausserhalb des Podiums steht und die Annäherung an das Pult und die Einnahme des Pults markieren, dass es losgehen wird:



**Abb. (12):** Standbild: Dozent im fokalen Abseits

Der Leere der Hörsaalreihen entspricht in gewisser Weise die Leere des Podiums. Offenbar ist der Dozent noch mit einer nicht vorlesungsrelevanten Aktivität beschäftigt (vermutlich mit seinem Mobiltelefon), für die er einen Platz ausserhalb des Podiums gewählt hat – womit er dem Aufzeichnungs- und Schneideteam auch signalisiert, dass er sich noch in einem nicht-sendungsrelevanten Moment der Aufzeichnung befindet. Die Annäherung an das Podium wird deshalb in ihrer sozialen Relevanz besonders gut sichtbar; sie signalisiert den Endpunkt der Vorbereitung unmittelbar vor Beginn der Vorlesung:





Abb. (13): Standbildfolge: Annäherung an das Pult

Es vergeht dann noch ein kurzer Moment (knapp drei Sekunden), in dem der Dozent, der am Pult angekommen ist und sich davor ‚einrichtet‘ (auch mit den Händen und Armen), mehrmals zwischen Pult (und dem darauf liegenden Ms.) und Sitzreihen ab- und aufblickt. Erst danach, also mit merklichem zeitlichem Abstand zur Fixierung am Pult, ergreift der Dozent das Wort und begrüßt sein Publikum („bonjour“).<sup>28</sup> Das ist auch in einer weiteren von uns aufgezeichneten Vorlesung der Fall; auch wenn der Dozent in diesem Beispiel aus der Nähe und nicht von ausserhalb des Podiums den Pultbereich betritt, verzögert er systematisch das Ankommen am Podium, solange er noch nicht für die ersten Worte bereit ist. Und er lässt fast zehn Sekunden verstreichen, in denen er u. a. die ersten Seiten des Manuskriptes aufnimmt und sortiert und mehrmals Richtung Kamera bzw. Blickreihen schaut, dabei auch lächelt, bis er die verbale Begrüssung startet.

Die Relevanz des Pultes als Fokusbereich zeigt sich im gerade gezeigten Beispiel also in der Signalisierung des unmittelbar bevorstehenden sendungsrelevanten Beginns. Wie in keinem anderen unserer Beispiele tritt die *lecture position* damit auch als *podcast position* hervor. Die Bewegung hin zum Pult, das Sich-Einrichten vor dem Pult und die ersten Worte der Begrüssung sind also in ihrer Adressierung nicht identisch: Sicher an das emphatisch adressierte Sendungspublikum wendet sich erst die Begrüssung, während die Annäherung ans

<sup>28</sup> Es handelt sich um eine literaturwissenschaftliche Vorlesung, die auf Französisch gehalten wird.

Pult ein Mehraufwand an Bewegung ist, der sich wie beschrieben als Signal an die Sendungsmacher verstehen lässt, dass es gleich losgeht. Mehrfach adressiert erscheint die Phase der Einrichtung am Pult mit dem Hin- und Herblicken zwischen Pult und Sitzreihen. Es ist daher nur konsequent und bestätigt diese Analyse, dass im Podcast dieser Vorlesung die Annäherung an das Pult nicht erhalten ist.

Das Einnehmen des Pultes ist auch deshalb nicht trivial, weil z. B. ein Manuskript oder Bedienelemente der Präsentationstechnik zuhanden sein müssen und ein Rednerpult Arm- und Körperhaltungen vorstrukturiert. „Vorstrukturiert“ heisst freilich nicht: determiniert. Unsere Aufzeichnungen belegen in ihren Variationen sehr anschaulich den Spiel- und Bewegungsraum, den auch das Podium, wenn es (überhaupt wie im vorliegenden Fall) erkennbar Bestandteil der *lecture position* ist, dem Dozenten lässt. Offenbar ist es keine Position, die eine dauerhafte Verankerung (z. B. durch Anfassen und Aufstützen) verlangt (wie das im Beispiel des Dozenten der geisteswissenschaftlichen Vorlesung tendenziell der Fall ist), sondern eine Art *home position*, von der man sich entfernen und zu der man dann wieder zurückkehren kann. Z. B. zeigt sich im Fall einer von uns aufgezeichneten Soziologievorlesung, dass der Dozent bei seiner Eröffnung nicht direkten Kontakt mit dem Pult hat, sondern sich in einem nahen Umkreis hinter dem Pult vor und zurückbewegt. Das folgende Standbild aus der zweiten Geistervorlesung des Soziologie-Dozenten zeigt anschaulich diesen temporär bestehenden Abstand zum Pult:



**Abb. (14):** Standbild: lecture position hinter dem Pult

01 so: einen schönen guten <<rückt Mikro auf Kopf zurecht>TAG  
meinedAmen und hErren,  
02 willkommen zur heutigen sitzung> der äh vOrlesung,

In dieser Eröffnung zeigen sich bereits deutliche Spuren der Routinisierung, mit der die gähnende Leere des Hörsaals, die die o. behandelten Vorlesungseröffnungen so sehr prägt (4.1), aus dem Bereich des Hör- und Sichtbaren weitgehend

verschwunden ist zugunsten der Produktion einer unabhängig vom Hörsaal rezipierbaren Sendung. Der Dozent geht nach dem Entbieten der Tageszeit direkt zur performativen Begrüßung über und kommt im Anschluss an diese kurze Begrüßung sogleich zur Sache. Was sich aber sehr wohl bemerkbar macht, ist die Orientierung an der Interaktionsarchitektur der Bühne. Während der Begrüßungsworte tritt der Dozent ein bis zwei Schritte vom Pult zurück und geht dann wieder zum Pult vor, nachdem er kurzzeitig auch mit Abstand hinter dem Pult verharret.

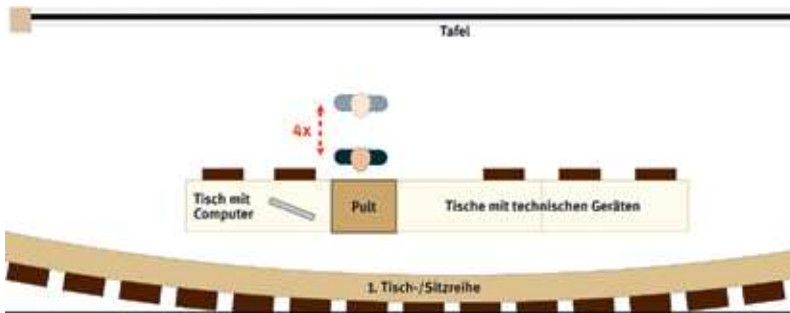


Abb. (15): Skizze: Das Pult als „anchor point“

Man darf sich die durch das Pult (vor)definierte Position also nicht als ein für alle Mal fixiert vorstellen, sondern, wie bereits erwähnt, eher als eine Art *anchor point*, die es erlaubt, in ihrem Umkreis zu verbleiben, so dass die mit dem Pult verbundenen Bedienelemente und weitere dort platzierte Vorlesungsutensilien (wie z. B. Notizen) schnell erreichbar und ‚zur Hand‘ sind. Die Art und Weise, ein Pult für die Vorlesung als *lecture position* in Anspruch zu nehmen, und über rund 90 Minuten zu ‚bedienen‘, dürfte zu den in der Regel nicht durch explizite Schulung erworbenen, sondern eingeübten Routinen und entsprechend zu den oft übersehenen Erscheinungsformen körperlicher Präsenz auf dem Hörsaalpodium gehören, in denen sich die Praxis des Vorlesens auf ebenso unscheinbare wie alltägliche Weise im Vor- und Zurücktreten oder im Einnehmen kurzzeitiger Standpositionen manifestiert. Das zeigt sich auch in den von uns untersuchten Geistervorlesungen immer wieder. Dabei haben wir vom Gebrauch der Hände, der Organisation des Blickverhaltens im Nah- und Fernbereich (zwischen Pult und Sitzreihen) und der für diese komplexen körperlichen Aktivitäten erforderlichen Koordination noch gar nicht gesprochen. Wovon hier die Rede ist, wird sofort ersichtlich, wenn wir auch nur einen kurzen Blick auf das Zusammenspiel von Blickverhalten, Verankerung am Pult und redebegleitender Gestik werfen, wie es sich z. B. im Beginn der geisteswissenschaftlichen Vorlesung zeigt:

Abb. (16): Standbildfolge: Koordination von Blickverhalten, Gestik und Verankerung am Pult



- 01 **BON**<<blick geht nach unten>jour>. (.) °h hh°  
 02 Alors;  
 03 on se retrouve aujourd'hui pour une NOUvelle äh::-



- 04 hh° äh: <<Berührung an Stirn> leçon sur äh la littérature  
 française du Moyen Âge?  
 05 **au**jourd'hui nous parlerons de chrétien le troyes,

Wir illustrieren das recht komplexe Verhalten vor dem und am Pult (verschiedene Gesten, Veränderungen der Blickausrichtung und Kopfbewegungen, Verankerung am Pult), weil wir glauben, dass sich darin die Routinen körperlicher Präsenz zeigen, in denen sich die Praxis des Vorlesens im Zusammenspiel zwischen Körper und Architektur sehr anschaulich zeigt – auch ohne dass wir hier auf eine Feinanalyse der Sequenz eintreten. Darin macht sich auch im leeren Hörsaal die Interaktionsarchitektur des Hörsaal-Podiums markant bemerkbar. Das „Redepult“ dürfte also zu den Dingen gehören, in denen sich die Praxis der Vorlesung manifestiert, auch wenn es als eine Art Schwundstufe schon lange nicht mehr an die Kathedra und den „Lehrstuhl“ erinnert (wie sie aus den o. in Kap. 3 wiedergegebenen Abbildungen z. T. in eindrucksvoller Ausstattung und Erhöhung ersichtlich sind) und speziell durch die Ersetzung von Buch und Manuskript durch Laptops auch als Auflagemöbel unpraktisch geworden ist.

## 5 Fazit: Wohin geht die Reise?

Wir wollen an dieser Stelle nicht darüber spekulieren, ob der Hörsaal als eine über Jahrhunderte ausdifferenzierte Interaktionsarchitektur für die Praxis des Vorlesens und Mitschreibens in einer Zeit, in der Anwesenheit als Kommunikationsbedingung durch Erreichbarkeit ergänzt und oftmals schon ersetzt wird, (noch) eine Zukunft hat. Festhalten wollen wir aber, dass der Hörsaal die Voraussetzungen dafür geschaffen hatte, dass die Praxis des Vorlesens eine Praxis des Zuhörens und Mitschreibens mitkonstituiert hat, so dass das Vorlesen und das Zuhören und Mitschreiben als Teil ein und desselben Interaktionsereignisses aufeinander einwirken konnten. Wenn wir an den Beginn der Ära deutschsprachiger Vorlesungen im ausgehenden 17. Jahrhundert denken, war diese Wechselwirkung ein von den betroffenen Zeitgenossen anscheinend sehr wohl bemerkter und auch gewürdigter Vorlesungseffekt. Wie bei Clark (2006: 412f.) nachzulesen ist, hat etwa Christoph Meiners, der in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts an der Universität Göttingen zum Professor für Philosophie ernannt wurde, in seiner „Schutzschrift für den Stand und die Lebensart der Professoren“ ausgeführt, dass und wie das beobachtbare Verhalten der anwesenden Studierenden zur Herausforderung für den Vorlesenden wurde und sich die Praxis des Vorlesens eben auch und gerade darauf einstellen und darin bewähren musste, die Aufmerksamkeit eines anwesenden studentischen Publikums aufrecht zu erhalten: „The student body altered the academic voice“, wie es zusammenfassend bei Clark heisst (Clark 2006: 412).

Mit der Professionalisierung der Praxis des Aufzeichnens von Vorlesungen ausserhalb des Hörsaals droht nun eine Loslösung der Praxis des Zuhörens, -sehens und Mitschreibens von der Praxis des Vorlesens. Der Hörsaal hat(te) bis zu einem gewissen Grad gleiche Voraussetzungen für alle Beteiligten geschaffen. Er hat(te) Dozierende und Studierende an einem Ort versammelt, der auf diese spezifische Form der Versammlung hin ausgerichtet war. Das gilt nicht mehr, wenn Vorlesungen nicht nur an unterschiedlichen Orten produziert, sondern von den Studierenden auch an unterschiedlichen Orten und auf unterschiedlichen Geräten, also z. B. auch von zuhause in den eigenen vier Wänden oder unterwegs auf mobilen elektronischen Endgeräten, rezipiert werden können. Damit entgleiten der Universität nicht nur die Kontrolle und die Fürsorge für die Voraussetzungen und Möglichkeiten zur Rezeption und Auseinandersetzung mit Lehrinhalten. Es stellen sich auch neue Herausforderungen für die Praxis des Vorlesens, wenn sie als gesendete Kommunikation funktionieren und ein Sendungspublikum über Seh- und Leseflächen vor dem Computer, Smartphone oder Tablet erreichen und unterhalten soll. Man darf davon ausgehen, dass eine solche Veränderung auch den Sprachgebrauch und die Verkörperung von Vorlesungsanwesenheit

(*lecturer presence*) betrifft. So tritt ja z. B. in manchen Formaten neben die Ferne der Rezipienten eine neue Nähe des Dozenten, was sein Bild und seine Stimme betrifft. Die Aufzeichnung einer Vorlesung macht anderes hör- und sichtbar als das Halten einer Vorlesung auf dem Podium im Hörsaal. Hier ergeben sich offensichtlich neue Herausforderungen und neue Formen von Wissens(chaf)tskommunikation auf elektronischen Plattformen (zu denen auch die virtuellen Räume der z.Zt. allgegenwärtigen Videokonferenzen gehören) ausserhalb des Hörsaals. Was uns die Dozierenden der „Geistervorlesungen“, also die Zeitgenossen unserer Tage, berichtet haben und was wir in den Daten sehen (und beschrieben haben), spricht jedenfalls sehr dafür, dass wir damit vor einer ähnlichen Herausforderung stehen, wie sie die Anwesenheit eines studentischen Massenpublikums in einem Hörsaal für die Dozenten des 18. Jahrhunderts offenbar bedeutet hatte.

**Danksagung:** Der vorliegende Beitrag ist mit grosszügiger Unterstützung des Universitären Forschungsschwerpunktes Sprache und Raum (UFSP SpuR) der Universität Zürich entstanden. Er informiert über erste Ergebnisse des vom Schweizer Nationalfonds (SNF) geförderten Projektes „IntAkt“ („Interaktion und Architektur: Vergleichende Fallstudien zur Re-Figuration institutioneller Kommunikation“), das aus der Forschungsgruppe „Interaktionsräume“ (Jucker et al. 2018) des UFSP hervorgegangen ist. Wir danken dem Hg. und den anderen Autor\*innen dieses Heftes für viele Anregungen und Hinweise.

## Literatur

- Albert, Georg (2020): Zur Bedeutung von Körpern und Räumen für die universitäre Präsenzlehre. In: Stanislavjevic, Marija & Peter Tremp (Hrsg.), (*Digitale*) *Präsenz – 1. Literatur*
- Albert, Georg (2020): Zur Bedeutung von Körpern und Räumen für die universitäre Präsenzlehre. In: Stanislavjevic, Marija & Peter Tremp (Hrsg.), (*Digitale*) *Präsenz – Ein Rundumblick auf das soziale Phänomen Lehre, 13–15. Luzern: Pädagogische Hochschule Luzern.*
- Aschoff, Volker (1971): *Hörsaalplanung: Grundlagen und Ergebnisse der Auditoriologie. Empfehlungen für den Bau von Hörsälen.* Essen: Vulkan-Verl.
- Barker, Roger G. (1968): *Ecological Psychology: Concepts and methods for Studying the Environment of Human Behavior.* Stanford/California: Stanford University Press.
- Barthes, Roland (1983): *Elemente der Semiotologie.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Behnke, Gustav, Karl Hinträger, Heinrich Lang, Otto Lindheimer, Eduard Schmitt & Heinrich Wagner (Hrsg.) (1903): *Niedere und höhere Schulen.* Stuttgart: Arnold Bergsträsser Verlagsbuchhandlung.
- Berendt, Brigitte, Andreas Fleischmann, Niclas Schaper, Birgit Szczyrba & Johannes Wildt (Hrsg.) (2016): *Neues Handbuch Hochschullehre.* Berlin: DUZ.

- Clark, William (2006): *Academic Charisma and the Origins of the Research University*. Chicago, London: University of Chicago Press.
- Dausendschön-Gay, Ulrich, Elisabeth Gülich & Ulrich Krafft (2007): Vorgeformtheit als Ressource im konversationellen Formulierungs- und Verständigungsprozess. In Heiko Hausendorf (Hrsg.), *Gespräch als Prozess: Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion*, 181–219. Tübingen: Narr.
- Döring Detlef & Manfred Rudersdorf (Hrsg.) (2009): *Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009: Spätes Mittelalter und Frühe Neuzeit 1409–1830/31*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- DWDS – Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache: ‚Hörsaal‘ in: *Das Wortauskunftssystem zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart*. <https://www.dwds.de/> (08.07.2020).
- Eggert, Hermann, Carl Junk, Carl Körner & Eduard Schmitt (Hrsg.) (1905): *Entwerfen, Anlage und Einrichtung der Gebäude: Hochschulen im allgemeinen. Universitäten und Technische Hochschulen. Naturwissenschaftliche Institute*. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.
- Fick, Richard (1900): *Auf Deutschlands Hohen Schulen. Eine illustrierte kulturgeschichtliche Darstellung deutschen Hochschul- und Studentenwesens*. Berlin: Thilo.
- Friese, Heidrun (1993): *Der Raum des Gelehrten: Eine Topographie akademischer Praxis*. Berlin: Edition Sigma.
- Gellinek, Christian. 1933: *Der Hörsaal im Hochschulbau: Dissertation zur Erlangung der Würde eines Doktor-Ingenieurs der Technischen Hochschule zu Berlin*. Berlin: Technische Hochschule Berlin.
- Gibson, James J. (1977): The theory of affordances. In Robert Shaw & John Bransford (Hrsg.), *Perceiving, acting, and knowing: Toward an ecological psychology*, 67–82. Hillsdale, N.J., New York: Lawrence Erlbaum Associates; distributed by the Halsted Press Division, Wiley.
- Goffman, Erving (1964): The Neglected Situation. In John J. Gumperz & Hymes Dell (Hrsg.), *The ethnography of communication*, 133–136. Menasha: American Anthropological Association.
- Grimm, Jacob & Wilhelm Grimm (1854–1961): Hörsaal. In: Jacob Grimm; Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch: Online-Version*, hörsaal bis hortschiff (Bd. 10, Sp. 1833–1836). Hg. von Jacob Grimm & Wilhelm Grimm. Leipzig: Hirzel.
- Haase, Korinna & Matthias Senf (1995): *Materialien zur Hörsaalplanung*. Hannover: HIS Hochschul-Informations-System GmbH.
- Hausendorf, Heiko (i.Dr.): Over the Counter: Configuration and Re-Figuration of Ticket-Sales Conversation through Institutional Architectures-for-Interaction. In Gabriela B. Christmann, Hubert Knoblauch & Martina Löw (Hrsg.), *Communicative Constructions and the Refiguration of Spaces: Theoretical Approaches and Empirical Studies*. London: Routledge.
- Hausendorf, Heiko (2012): Der Hörsaal als Interaktionsraum: Ein exemplarischer Beitrag zur Archäologie der Vorlesung. In Elwys de Stefani, Anne-Danièle Gazin & Anna C. Ticca (Hrsg.), *Space in social interaction. L'espace dans l'interaction sociale. Der Raum in der sozialen Interaktion. Lo spazio nell'interazione sociale: Bulletin Suisse de Linguistique Appliquée VALS/ASLA 96*, 43–68. Neuchâtel: Université de Neuchâtel.
- Hausendorf, Heiko, Reinhold Schmitt & Wolfgang Kesselheim (Hrsg.) (2016): *Interaktionsarchitektur, Sozialtopographie und Interaktionsraum*. Tübingen: Narr.

- Hausendorf, Heiko & Reinhold Schmitt (2018): Sprachliche Interaktion im Raum. In Arnulf Deppermann & Silke Reineke (Hrsg.), *Sprache im kommunikativen, interaktiven und kulturellen Kontext*, 87–118. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Hausendorf, Heiko (2020a): Interaktion und Architektur: Was man über die Vorlesung aus dem Hörsaal lernen kann. In Rudolf Egger & Balthasar Eugster (Hrsg.), *Lob der Vorlesung?: Vorschläge zur Verständigung über Form, Funktion und Ziele universitärer Lehre*. Wiesbaden: Springer VS 165–203.
- Hausendorf, Heiko (2020b): Die Betretbarkeit der Institution – ein vernachlässigter Aspekt der Interaktion in Organisationen. In RUDOLF D. E. CILLIA, Helmut Gruber & JURGEN SPITZMULLE (Hrsg.), *INSTITUTIONELLE UND ORGANISATIONALE KOMMUNIKATION; THEORIE, METHODOLOGIE, EMPIRIE UND KRITIK*, 119–148. [Place of publication not identified]: Vienna University Press.
- Heinen, Armin (2019): Vorlesungsgeschichte als Wissensgeschichte. In Ines Soldwisch, Armin Heinen & Ines Ines Soldwisch (Hrsg.), *Das Studium der Geschichte: Vorlesungsgeschichte und autobiographische Erzählungen 1945–2017*, 19–32. Kassel University Press.
- Hochuli, Kenan (2019): Turning the Passer-by into a Customer: Multi-party Encounters at a Market Stall. *Research on Language and Social Interaction* 52 (4), 427–447.
- Horkheimer, Max (1939): Die Juden und Europa. *Studies in Philosophy and Social Science* VIII (1–2), 115–137.
- Hülsen-Esch, Andrea v. (2006): *Gelehrte im Bild: Repräsentation, Darstellung und Wahrnehmung einer sozialen Gruppe im Mittelalter*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Jucker, Andreas H., Heiko Hausendorf, Christa Dürscheid, Karina Frick, Christoph Hottiger, Wolfgang Kesselheim, Angelika Linke, Nathalie Meyer & Antonia Steger (2018): Doing space in face-to-face interaction and on interactive multimodal platforms. *Journal of Pragmatics* 134, 85–101.
- Kendon, Adam (1990): Spatial organization in social encounters: The F-formation system. In: Adam Kendon, *Conducting interaction: Patterns of behavior in focused encounters*, 209–237. Hg. von John J. Gumperz. Cambridge: Cambridge University Press.
- Knoblauch, Hubert (2007): Der Raum der Rede: Soziale Ökologie und die Performanz von Powerpoint-Vorträgen. In Bernt Schnettler & Hubert Knoblauch (Hrsg.), *Powerpoint-Präsentationen: Neue Formen der gesellschaftlichen Kommunikation von Wissen*, 189–205. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Knoblauch, Hubert (2013): *PowerPoint, Communication, and the Knowledge Society*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Knoblauch, Hubert & Martina Löw (2017): On the Spatial Re-Figuration of the Social World. *Sociologica* (2/2017).
- Krause, Arne (2019): *Supportive Medien in der wissensvermittelnden Hochschulkommunikation*. Peter Lang.
- Krug-Richter, Barbara (2011): Akademische Bilderwelten. In Ulrich Rasche (Hrsg.), *Quellen zur frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte: Typen, Bestände, Forschungsperspektiven*, 485–514. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Linke, Angelika (2014): Unauffällig, aber unausweichlich: Alltagssprache als Ort von Kultur. In Thomas Forrer & Angelika Linke (Hrsg.), *Wo ist Kultur?: Perspektiven der Kulturanalyse*, 169–192. Zürich: vdf, Hochschulverlag an der ETH.
- Lobin, Henning (2007): Textsorte ‚Wissenschaftliche Präsentation‘: Textlinguistische Bemerkungen zu einer komplexen Kommunikationsform. In Bernt Schnettler & Hubert



- Knoblauch (Hrsg.), *Powerpoint-Präsentationen: Neue Formen der gesellschaftlichen Kommunikation von Wissen*, 68–82. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Luhmann, Niklas (1996): *die Realität der Massenmedien*, 2. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mondada, Lorenza (2007): Interaktionsraum und Koordinierung. In Reinhold Schmitt (Hrsg.), *Koordination: Analysen zur multimodalen Interaktion*, 55–93. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Mondada, Lorenza & Florence Oloff (2016): Im Radiostudio arbeiten: Vielgestaltige Handlungen in einem flexibel architekturen Raum. In Heiko Hausendorf, Reinhold Schmitt & Wolfgang Kesselheim (Hrsg.), *Interaktionsarchitektur, Sozialtopographie und Interaktionsraum*, 361–404. Tübingen: Narr.
- Peters, Sibylle (2007): Über Ablenkung in der Präsentation von Wissen: Freier Vortrag, Lichtbild-Vortrag und Powerpoint-Präsentation. Ein Vergleich. In Bernt Schnettler & Hubert Knoblauch (Hrsg.), *Powerpoint-Präsentationen: Neue Formen der gesellschaftlichen Kommunikation von Wissen*, 38–52. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Platte, Andrea, Melanie Werner, Stefanie Vogt & Heike Fiebig (Hrsg.) (2018): *Praxishandbuch Inklusive Hochschuldidaktik*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Rheinberger, Hans-Jörg, Michael Hagner & Bettina Wahrig-Schmidt (Hrsg.) (1997): *Räume des Wissens: Repräsentation, Codierung, Spur*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Rückbrod, Konrad (1977): *Universität und Kollegium: Baugeschichte und Bautyp*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, [Abt. Verl.].
- Rummler, Monika (Hrsg.) (2014): *Vorlesungen innovativ gestalten: Neue Lernformen für grosse Lerngruppen*. Weinheim: Beltz.
- Scharloth, Joachim (2011): *1968: Eine Kommunikationsgeschichte*. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Schmidt, Robert (2012): *Soziologie der Praktiken: Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*. Berlin: Suhrkamp.
- Schnettler, Bernt & Hubert Knoblauch (Hrsg.) (2007): *Powerpoint-Präsentationen: Neue Formen der gesellschaftlichen Kommunikation von Wissen*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Schnettler, Bernt, Hubert Knoblauch & Frederik S. Pöttsch (2007): Die Powerpoint-Präsentation: Zur Performanz technisierter mündlicher Gattungen in der Wissensgesellschaft. In Bernt Schnettler & Hubert Knoblauch (Hrsg.), *Powerpoint-Präsentationen: Neue Formen der gesellschaftlichen Kommunikation von Wissen*, 9–34. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Schramm, Helmar, Ludger Schwarte & Jan Lazardzig (Hrsg.) (2003): *Kunstkammer, Laboratorium, Bühne: Schauplätze des Wissens im 17. Jahrhundert*. Berlin: De Gruyter.
- Selting, Margret & et al (2009): *Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10, 353–402.
- Stanisavljevic, Marija & Peter Tremp (Hrsg.) (2020): *(Digitale) Präsenz – Ein Rundumblick auf das soziale Phänomen Lehre*. Luzern: Pädagogische Hochschule Luzern.
- Stechow, Elisabeth v. (2015): *Von Störern, Zerstreuten und ADHS-Kindern: Eine Analyse historischer Sichtweisen und Diskurse auf die Bedeutung von Ruhe und Aufmerksamkeit im Unterricht vom 16. bis zum 21. Jahrhundert*. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.
- Steets, Angelika (2003): Die Mitschrift als universitäre Textart – Schwieriger als gedacht, wichtiger als vermutet. In Konrad Ehlich & Angelika Steets (Hrsg.), *Wissenschaftlich schreiben – lehren und lernen*, 51–64. Berlin / New York: De Gruyter.
- Stein, Stephan & Sören Stumpf (2019): *Muster in Sprache und Kommunikation. Eine Einführung in Konzepte sprachlicher Vorgeformtheit*. Berlin: Schmidt.
- Streeck, Jürgen (1983): *Kommunikation in einer kindlichen Sozialwelt: Eine mikroethnographische Studie*. Tübingen: Narr.

- Tratschin, Luca (2020): Kann digitale Präsenz Kommunikation unter Anwesenden ersetzen? In Stanisavljevic, Marija & Peter Tremp (Hrsg.) (2020), *(Digitale) Präsenz – Ein Rundumblick auf das soziale Phänomen Lehre*, 117–120. Luzern: Pädagogische Hochschule Luzern.
- Weinrich, Harald (1993): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Mannheim u. a.: Dudenverlag. *Ein Rundumblick auf das soziale Phänomen Lehre*, 13–15. Luzern: Pädagogische Hochschule Luzern.